



KAPITÄNE, REEDER & SCHIFFE

Das nebenstehende Foto zeigt die vor Anker liegende S.M.S. ARCONA, benannt nach dem nördlichsten Kap der Insel Rügen. Sie war eine am 19. Mai 1858 bei der *Königlichen Werft* Danzig vom Stapel gelaufene *Gedeckte Korvette* der Preußischen Marine. Das bei voller Ausrüstung 2.391 Tonnen schwere Schiff war 71,95 m lang, 13 m breit und hatt einen Tiefgang von 6,33 m. Es wurde mit einer Besatzung von 380 Mann am 15. April 1859 in Dienst gestellt.

Von 1859 bis 1862 war die S.M.S. ARCONA als Flaggschiff eines kleinen preußischen Geschwaders zur Beförderung einer Handelsdelegation in Ostasien unterwegs. Nach verschiedenen weiteren Einsätzen ging sie am 1. Oktober 1873 als Seekadetten-Schulschiff auf Weltreise. Dabei sollte unter anderem auch festgestellt werden, welche Inseln in den südlichen Meeren als Standorte für die geplante deutsche Expedition zur Beobachtung des von Europa nicht sichtbaren Venusdurchganges am 8./9. Dezember 1874 geeignet wären.

Am 31. Januar 1874 erreichte die S.M.S. ARCONA die Kerguelen Inseln im südlichen Indischen Ozean auf [49° 20' S](#), [069° 20' O](#). Eine Landung gelang aufgrund schlechten Wetters nicht. Der Kommandant der S.M.S. ARCONA, Korvettenkapitän *Freiherr von Reibnitz*, berichtet am 13. März 1874 über die Reise von Rio de Janeiro nach Melbourne und die dabei aufgesuchten Inseln, sowie seine Einschätzung der Kerguelen als möglicher Beobachtungsstandort wie folgt:

An die Kaiserliche Admiralität, Berlin:

Der Kaiserlichen Admiralität melde ich über die Reise S.M.S. ARCONA von Rio de Janeiro nach Melbourne ganz gehorsamst Folgendes. Am 30. December 1873 verliess ich des Morgens um 6 Uhr den Hafen von Rio de Janeiro und dampfte bis Nachmittags 1 Uhr, um den östlichen Wind frei vor Cap Frio zu erreichen. Um 1 Uhr 30 wurden die Feuer ausgemacht, die Schraube gelüftet und mit einer frischen Brise aus Ost zu Nord der Cours Süd zu Ost gesteuert.

Der Wind blieb Nordöstlich Nördlich und Nordwestlich bis zum 2. Januar Abends und hatte ich die Absicht, den bis dahin eingehaltenen Süd zu Ost Cours an diesem Tage um 12 Uhr Nachts zu ändern und Südost zu steuern.



S.M.S. ARCONA, Kaiserliche Werft Danzig

Am 17. Juli 1874 erreichte die ARCONA Yokohama, danach Tschifu in China. Dort halfen einige Offiziere deutschen Wissenschaftlern bei der Beobachtung des Venusdurchganges. Die Astronomen *Wilhelm Valentiner* aus Leiden, *Carl Adolph* aus Elberfeld, *Eugen Reimann* aus Ratibor, der Photograph *Carl Kardaetz* aus Französisch-Buchholz bei Berlin, der Mechaniker *Friedrich Deichmüller* und der Maler *Oskar Eschke* aus Berlin waren zuvor angereist. Ihre Anreise hatte zwei Monate gedauert. Sie hatten 107 Kisten mit Proviant und Instrumenten von insgesamt 14 Tonnen Gewicht mitgebracht, um eine Station zur Beobachtung des Venusdurchganges aufzubauen. Dabei leistete die Mannschaft der in der Nähe stationierten Korvette S.M.S. ARCONA Hilfe. *Kardaetz* schrieb in einem Brief Folgendes: *Tags zuvor waren wir der Witterung wegen in tausend Aengsten. Vom Schlafen in dieser Nacht war wohl bei keinem der Beteiligten die Rede. Wir hatten Glück. Nachts gegen 3 Uhr drehte sich der Wind, verjagte die Wolken, und wir hatten den herrlichsten Sonnenaufgang. Früh 7 Uhr war Alles auf dem Platze. Hr. Baron von Reibnitz, Commandant Sr. Majestät Schiff ARCONA, sagte: "Der Platz sieht aus wie das Deck einer Panzerfregatte, welche zum Gefecht klar gemacht hat." Alle Schiffe im Hafen hatten angelegt, sämtliche Consulate und viele Privathäuser festlichen Flaggen schmuck angelegt; die Chinesen in der Stadt brannten von früh an Feuerwerk ab und erbaten sich dadurch gute Sonne. Die Bitten sind erhört worden, denn wir hatten ungefähr zwei Stunden lang recht klares Wetter. Zu Ende des Phänomens, und zwar mit der letzten Platte, war es auch schon vorbei wie abgeschnitten, der Himmel hüllte sich vollständig in Wolken. Tags darauf hatten wir vormittags Schnee und Hagel.*

Eine andere Expedition mit der Dampfkorvette S.M.S. GAZELLE begann am 21. Januar 1874 in Kiel und landete *Carl Börgen*, Direktor des Marine-Observatoriums in Wilhelmshaven, *Arthur Wittstein* aus München, *Theophil Studer* vom zoologischen Museum der Universität Bern, *Ladislaus Weinek* aus Budapest, Photograph *H. Bobzin* und Mechaniker *Carl Krille* aus Schwerin am 26. Oktober 1874 in Betsy Cove auf dem Kerguelen-Archipel an. *Börgen* schrieb: *An der Südseite der Cove erhebt sich das Terrain allmählich zu einem Hügel, der in den letzten 40 Fuß in steilen Felsmassen aufsteigt. Auf halber Höhe fielen uns weiß gestrichene Kreuze auf, die Gräber der hier umgekommenen Walfischfänger. .. Der einzige einigermaßen trockene Fleck, der auch oben war, fand sich oberhalb der Gräber am Fuße der schon erwähnten Felsen, .. und wir entschlossen uns diesen Punkt (zur Beobachtung des Venusdurchganges) zu wählen.*

Am 26. Dezember 1875 kehrte die S.M.S. ARCONA wieder nach Kiel zurück. Als das Schiff am 18. März 1884 ausgemustert wurde, hatte es folgende Bestückung: Batterie: 18 glatte 36-Pfünder, 6 gezogene 24-Pfünder und zwei 36-Pfünder auf dem Oberdeck.

ALTES & NEUES AUS DANZIGDAS LIEBE GELD UND DAS SCHÖNE GOLD

Der Gulden und das Gold Danzigs

Am 28. Juni 1919 unterzeichneten im Spiegelsaal von Versailles 27 Staaten, darunter einerseits Frankreich, England, USA und andererseits das Deutsche Reich den *Friedensvertrag von Versailles*, der oft *Versailler Vertrag* oder *Friede von Versailles*, aber auch *das Friedensdiktat von Versailles* genannt wird. Nach dem für Deutschland verlorenen I. Weltkrieg zwangen die Siegermächte das Deutsche Reich, erhebliche Territorien abzutreten, darunter große Teile der ostdeutscher Provinzen mit nahezu 2 Millionen Deutschen an das neugebildete Polen.

Mit dem Inkrafttreten des *Versailler Vertrages* am 10. Januar 1920 wurde auch Danzig vom Deutschen Reich abgetrennt. Unter dem Schutze des Völkerbundes mit Sitz in Genf wurde Danzig als *Freistaat Danzig* zum selbständigen Mitglied in der Völkergemeinschaft. Es erhielt eine eigene Verfassung. Seine Regierung nannte sich, wie in einer Hansestadt üblich, Senat. An ihrer Spitze stand der Senatspräsident, sieben hauptamtlichen Senatoren als Minister und weitere 13 Senatoren im Nebenamt.

In der 1920 beschlossenen *Pariser Konvention* verpflichteten sich Polen und Danzig, eine gemeinsame Währung einzuführen. Trotz Verhandlungen über deren Einführung im November 1920, blieb die Mark zunächst die offizielle Währung in der Stadt Danzig. Danzig gab einige Serien von auf Mark lautende Notgeldscheine heraus, die aber im Verlaufe der Inflation von 1923 völlig wertlos wurden.

Am 22. September 1923 einigten sich Polen und die Regierung der Freien Stadt Danzig in Genf auf die Einführung einer neuen Währung. Die polnische Seite betrachtete das als eine Vorstufe zu einer gemeinsamen Währung. Der Vertrag sah die Gründung einer Danziger Zentralbank durch Danziger (75%) und polnische (25%) Banken vor. Auf die Senatsbeschlüsse vom 20. Oktober und 20. November 1923 wurde die neue Währung eingeführt. Zunächst handelte es sich um Kassenscheine, die auch als *Zwischengulden* bezeichnet wurden. Am 18. Dezember 1923 löste der Danziger Gulden zu

100 Pfennig die deutsche Währung ab. Der Danziger Gulden wurde an die britische Währung gekoppelt. 25 Gulden entsprachen 1 britischen Pfund Sterling. In den Umlauf kamen Münzen aus Nickel, Silber und Gold. Das 25-Gulden-Stück (Bild links) entsprach in seinem Wert einem Sovereign und enthielt 7,322 Gramm Feingold. Die Münzen wurden überwiegend in der Berliner Münze entworfen, einige Emissionen in der Utrechter Münze geprägt. Der Danziger Gulden wurde bis zur Entstehung der Bank von Danzig am 5. Februar 1924 von der am 19. Oktober 1923 errichteten Danziger Zentralkasse AG herausgegeben. Ab 1924 besaß die Bank von Danzig als Währungsbank das Notenprivileg und hatte das Recht, Banknoten im Höchstbetrag von 100 Gulden auf jeden Danziger Staatsbürger (ca. 40 Millionen Gulden) herauszugeben. Geprägt wurden 1-, 2-, 5- und 10-Pfennig-Münzen sowie Münzen im Wert eines halben Guldens, einem Gulden, 5 Gulden und 25 Gulden. Die Danziger Geldnoten hatten folgende Werte: 10, 20, 25, 50, 100, 500 und 1000 Gulden.

Der Freistaat Danzig war der erste Staat, der nach dem Kriege 14/18 wieder Goldmünzen prägte. Es wurde eine wohl nur symbolische Auflage von 1.000 Stück hergestellt. Diese Münzen aus Dukaten-gold dienten vorwiegend als Geschenke des Senats der Freien Stadt Danzig an hervorragende Persönlichkeiten. In der Zeit der weltweiten Inflation in den 20er Jahren des zurückliegenden Jahrhunderts war der Danziger Gulden eine der stabilsten Währungen. Die kleineren Guldenmünzen bestanden aus Silber und erinnerten mit Schiffsmotiven an die engen historischen Beziehung Danzigs zur Seeschifffahrt.

Mit der 2. Münzverordnung von 1924 war die Bindung des Danziger Guldens mit 0,292895 gr. purem Gold festgelegt worden. Kurze Zeit später führte Polen eine Währungsreform durch, in der aus Marek und Fen nunmehr Zloty und Groszy wurden. Festgelegt wurde ein Wechselkurs von 1:1 zwischen polnischem Zloty und Danziger Gulden.

Mit der 3. Münzverordnung von 1931 wurde der Danziger Gulden dem polnischen Zloty angeglichen, sein Goldwert verringerte sich auf 0,1687923 gr. Im Juli 1938 betrug der amtliche Gegenwert von 100 Danziger Gulden etwa 47 Reichsmark. Währungsturbulenzen verhinderten jedoch eine Parität zwischen dem Danziger und dem polnischen Geld, da England das Pfund aufwertete und Polen den Zloty abwertete. Dies führte in Danzig zu massiven wirtschaftlichen Problemen mit fallenden Preisen und einem Anstieg der Ar-

beitslosigkeit. Der Gulden galt als offizielle Währung der Freien Stadt Danzig bis zur Annexion durch das Deutsche Reich im September 1939. Er wurde durch die Reichsmark ersetzt.

Nach einem in der *Revue Générale de Droit International Public* abgedruckten Bericht war am Ende des II. Weltkrieges ein der Freien Stadt Danzig gehörender Goldbestand von etwa 10 Millionen US-Dollar in Banktresoren von Großbritannien und den USA eingelagert. Gut 20 Jahre verweigerten die britische und amerikanische Regierungen den Wunsch Polens nach Aushändigung dieses Goldbestands, revidierten ihre Haltung aber im Juli 1976. Hiergegen wandte sich am 30. Mai 1976 der Rat der Danziger als gewähltes Exil-Organ mit einer Petition an die Vereinten Nationen, in der der Anspruch auf das Danziger Gold und die Forderung, den Übereignungsakt an Polen rückgängig zu machen, bekräftigt wurde.

DER SPIEGEL schrieb in der Nr. 36/1976:

In aller Stille wurden in den vergangenen Wochen zwei Tonnen feinen Münzgoldes von Amerika und England nach Polen verschifft. Das Gold ... hatte einst der Freien Stadt Danzig gehört, die Hitler 1939 dem Deutschen Reich einverleibte. Seit Kriegsende lagerte das Edelmetall in den Tresoren der Bank von England und der New Yorker Zentralbank. Seither auch hatte Polen bei den drei West-Alliierten seinen Anspruch auf den Schatz des heutigen Gdansk geltend gemacht. In Warschau wird die Rückgabe des Danziger Goldes als Beweis für die verbesserten Beziehungen Polens zum Westen gewertet ... und als weitere Bestätigung seines Staatsgebiets.

Quellen: wikipedia, Der Spiegel u.a.

Und für den Fall, dass ein Danziger Seeschiffer noch eine Abrechnung in Danziger Gulden zu machen hat, folgt:

RECHNEN FÜR SEEFÄHRER

1. Der Danziger Gulden (Gd) war mit der zweiten Münzverordnung von 1924 an die britische Währung gekoppelt worden. Ein 25 Gulden-Stück entsprach fortan einem Sovereign und es enthielt darum auch 7,322 Gramm Feingold. Heute, im November 2013, wird Gold mit 29,57 €/gr gehandelt. Damit hat der Danziger Gulden von 1924 einen Wert von:

$$29,57 \text{ €/g} * 7,322 \text{ g/25 Gd} = 8,66 \text{ €/Gd}$$

2. Die aus den Tresoren in den USA und Großbritannien zurückgeführten 2 Tonnen Danziger Gold haben heute einen Wert von:

$$29,57 \text{ €/g} * 2.000.000 \text{ g} = 59.140.000 \text{ €}.$$



Jerzy Bohdan Szumczyk (26), polnischer Student der schönen Künste in Danzig, drohen bis zu zwei Jahren Haft wegen Aufstacheln zum Völkermord. Er hatte im Oktober mit Freunden auf einem roten Podest mehrere 100 kg Zement zu einem Mahnmal geformt, nachts neben einem sowjetischen Panzer in der Danziger Aleja Zwyciewcow, der *Siegesallee*, aufgestellt. Die Skulptur zeigte einen Rotarmisten, der eine schwangere Frau zu vergewaltigen versucht. Die Skulptur wurde nach wenigen Stunden polizeilich entfernt.

Der russische Botschafter in Warschau, Alexander Alexejew, zeigte sich empört: *Die vulgäre Skulptur verletzt nicht nur die Gefühle der Russen, sondern aller vernünftigen Menschen, die sich daran erinnern, wem sie die Befreiung von der Nazi-Besatzung verdanken.* Die Akademie der schönen Künste distanzierte sich: *Szumczyk hat das auf eigenes Risiko und ohne Wissen der Hochschule gemacht.*

Meine Skulptur **Komm, Frau** solle die Wahrheit zeigen: *mir ging es um die Tragödie dieser Frauen, um das ganze Leid, begründete Szumczyk sein Tun.* Historiker-Schätzungen zufolge hörten bis zu zwei Millionen deutscher Frauen in den einstigen deutschen Ostgebieten und der russischen Besatzungszone sowie rund 100.000 Polinnen im Winter 1945 den Satz *Komm, Frau* und wurden Opfer sexueller Gewalt durch sowjetische Soldaten. In Polen war das bis zum Ende des Kommunismus ein Tabuthema.

In Medien und Internetforen wird seit dem Kunst-Event heftig diskutiert: *Das ist keine Beleidigung russischer Soldaten, sondern ein stummer Schrei der Opfer,* heißt es in einem der Kommentare. In anderen wird daran erinnert, dass es sexuelle Gewalt auf allen Seiten und nicht nur im Zweiten Weltkrieg gegeben habe und dass Vergewaltigung in vielen Konfliktgebieten als Kriegswaffe eingesetzt wird.

Kritisch kommentiert Marek Gorlikowski in der *Gazeta Wyborcza*: *Geschichte ist nicht so einfach wie ein Denkmal im realsozialistischen Stil.* Aber ein Mahnmal für die Opfer sexueller Gewalt müsse noch errichtet werden. Quelle: Stern, Spiegel

DAS SEEFABRTBUCH WIRD ABGESCHAFFT

Mehr, als für Landratten der Reisepass, ist das Seefahrtbuch für Schiffsbesatzungen gewesen. Doch mit der Neuerung der Passverordnung aus dem Jahr 2007 ist das Ende des Seefahrtbuchs eingeläutet worden. Bald wird es Geschichte sein und nur noch einen sentimentalwert darstellen. Das Seefahrtbuch war mit den vom Seemannsamt beglaubigten Heuereinträgen ein sicherer Rentennachweis für den Seefahrer. Im Ausland gilt es immer noch als Passersatz, und jeder Seefahrer muss es noch mit sich führen. Doch ab August d.J. gibt es kein Seemannsamt mehr, und damit ist sein Ende eingeläutet. Nicht nur für Seefahrer ist das ein Stich ins Herz.

Robert Völkl vom Bremer Rhederverband erklärt, dass das Seefahrtbuch für die Reeder im elektronischen Zeitalter überflüssig geworden ist und spricht von Bürokratieabbau. *Heute übermitteln die Reeder, wie andere Arbeitgeber auch, die Beitragsnachweise elektronisch. Und dort werden alle beitragspflichtigen Zeiten sortiert. Also auch für die Rentenversicherung wird das Buch nicht mehr benötigt,* sagt Robert Völkl. Darum sei das Seefahrtbuch im Computerzeitalter überholt, ein Relikt der Vergangenheit. Doch die Seeleute sagen: *Das, was jetzt kommt, ist eine Zettelwirtschaft.*

Für Kapitän Martin Wiese war das Seefahrtbuch noch einer der wichtigsten Ausweise. Eine ganze Mappe voll davon erinnern ihn an 40 Jahre Fahrzeit. 14 Jahre alt, als er anfang, stieg vom einfachen Matrosen zum Kapitän auf: *Selbst wenn ich heute reingucke: Ich habe kein Schiff, mit dem ich nicht einen positiven Gedanken verbinden kann,* sagt Wiese. Im Seefahrtbuch konnte er sein Leben nachvollziehen, mit den neuen Bescheinigungen wird das so bestimmt nicht mehr möglich sein, und er bedauert das Ende des Seefahrtbuches.

Auch Wissenschaftler trauern um die Tradition, denn die Seefahrtbücher haben als Erinnerung nicht nur für Kinder und Enkelkinder der Seefahrer einen geschichtlichen Wert. Regelmäßig pilgern Forscher zum Deutschen Schifffahrtsmuseum nach Bremerhaven, wo es ein paar ganz seltene Exemplare gibt, z.B. von einem Steward der *TITANIC*. Die individuellen Bücher mit Foto, Stempeln und Unterschriften waren sicher, deren Einträge zu manipulieren fast unmöglich. Einige Seeleute kritisieren, dass das mit den neuen Papieren nun sehr viel leichter sein wird.

Quelle: <http://seeleute-treff.de/>

Und für die Kameraden, die das nicht unkommentiert hinnehmen möchten: <https://www.openpetition.de/petition/online>

DIE JÄHRLICHE GEDENKFEIER AM MAHNMAL

Madonna der Seefahrt.

24. November 2013 um 13 Uhr

- Acht Gläser mit der Schiffsglocke.
- De Hamburger Veermaster,
Shantychor *Windrose*.
- Begrüßung und
- Verlesen von Grußbotschaften
durch Frau A. *Schefe*, Vorsitzende des
Hamburger Hafen Vereins.
- Andachtsjodler,
Shantychor *Windrose*.
- 1893, Untergang des Tankers **GLÜCKAUF**
Bericht von Meyer / Dierken
- Andachtsjodler,
Shantychor *Windrose*.
- Andacht,
gehalten von Pastor S. *Wilm* St. Pauli
- La Paloma,
Shantychor *Windrose*
- Havarie der **OCEAN OUTBACK**,
mit 300 Toten auf den Philippinen,
Bericht von Arno Wentrop
- Nachdenkliches
Kapitän Iko Eiben, VdKS Hamburg
- Gastredner
Fr. Pastor *Spiegelberg* und Fr. *Floeper*
- Rolling Home
Shantychor *Windrose*

Zum Gedenken an die Opfer der Seeschifffahrt hatte der Hamburger Hafenverein (HHV) auch dieses Jahr wieder geladen. Etwa hundert mit der Seefahrt verbundene Personen versammelten sich um 13 Uhr vor dem Mahnmal *Madonna der Seefahrt* am Altonaer Fischmarkt.

Wir wollen nicht nur denen gedenken, die auf den Meeren gestorben sind, sondern auch ihren Angehörigen, die daheim oft allein zurückgeblieben sind, sagte Frau *Anneliese Schefe* (62), Vorsitzende des Hafenvereins (HHV).

Die Männer vom Hamburger Shantychor *Windrose* begleiteten die Feier mit Seefahrerliedern. Pastor *Sieghard Wilm* (38) sagte, dass viele Hamburger Familien lange von der Seefahrt gelebt haben und dass das nicht vergessen werden darf. *Viele Familien warteten oft Monate auf ihre Väter, manche vergeblich.* *Wilm* erinnerte aber auch an die unglücklichen Flüchtlinge, die in diesem Jahr auf dem Mittelmeer vor Europa gestorben sind.

Zum Gedenken wurden Kränze u.a. von der Nautischen Kameradschaft *Hanse*, dem Danziger Seeschiffer Verein und der Deutschen Sektion der Cap Horniers an dem Mahnmal abgelegt. *Helmut Strath* (68), Vorsitzender des Shantychors *Windrose*, sagte: *Auch heute birgt das Meer noch viele Gefahren.* Häufig würden sich Sportler und Abenteuerlustige zu leichtfertig auf die Meere begeben.

EINMAL NOCH NACH ---z.B. West-Afrika

Mein alter Freund Udo und ich (Bild oben), beide sind wir schon hoch in den Siebzigern, wollten aber noch einmal zusammen nach West-Afrika, um zu sehen wie sich dort die Welt verändert hat. Beide sind wir zur See gefahren und haben unsere Patente zusammen in Elsflth erstanden, aber wir sind nie gemeinsam gefahren. Udo hat jahrelang als Matrose und als Offizier bei der DAL (Deutsche Afrika Linie) gefahren und kennt die gesamte West-, Süd- und Ost-Küste des afrikanischen Kontinents wie seine Westentasche. Lange Zeit hat er in Lagos, Nigeria, mit seiner Familie gelebt und den dortigen Hafen mit aufgebaut. Für ihn hatte diese Reise darum eine besondere Bedeutung. Ich habe als Matrose und Bootsmann die gesamte Westküste mehrmals rauf und runter abgeklappert, auf einem Rattendampfer von der Reederei Mathies in Charter der DAL und später bei einer *anständigen* Reederei, bei Stinnes als Offizier mehrere Fahrten nach Südafrika gemacht.

Am 18. Oktober d.J. ging es von Hamburg mit Umsteigen in Paris nach Lome in Togo los. Wir hatten uns Togo ausgesucht, weil meine Schwester und deren Mann dort ein Haus haben, und wir da mitten in einem Dorf an einer Lagune, dem Lac-Togo, sehr schön wohnen konnten. Schon der Anflug auf Lome war etwas sonderbar. Es war bereits dunkel und die Maschine ging tiefer und tiefer, kaum ein Licht war zu sehen. Erst kurz vor der Landung wurde es etwas hell und man sah ein paar Lichter. Wo waren wir gelandet?

Nun, wir waren richtig, nicht auf irgendei-

nem Provinzflughafen, sondern in der Mitte einer 1 bis 2 Millionen Einwohner fassenden großen Stadt - so genau weiß man das nicht - im dunklen Kontinent gelandet. Der empfing uns dann auch, wie wir es kannten: Hitze, 28°C, Chaos in der Ankunftshalle. Palaver wegen des Gepäcks mit dem Zoll und der Emigration in drangvoller Enge. Zum Glück wurden wir erwartet und nach einer Stunde saßen wir im Auto und fuhren in Richtung unserer Unterkunft. Das war auch keine Erholung, denn der Großstadtverkehr spielt sich hier wie folgt ab: Es gibt kaum öffentlichen Verkehr mit Bussen oder so. Unmengen von Menschen gehen zu Fuß, immer gerade da, wo Platz ist. Dazu Leichtmotorräder in unüberschaubarer Zahl als Taxis mit bis zu drei Personen, und ein paar Kinder haben auch noch Platz. Ganze Schränke, riesige Körbe und vieles andere mehr werden auch damit transportiert. Nach Möglichkeit wird an der Beleuchtung gespart, das heißt, kaum erleuchtete Rücklichter. Dazu noch die PKW's und die grundsätzlich überladenen LKW's, die überhaupt nicht viel von Beleuchtung halten und lieber einen Mann als Ausguck auf dem Führerhaus und auf der Ladefläche fahren, um mit Handbewegungen und lautem Rufen sich den Weg durch den Verkehr zu bahnen. Jeder fährt da, wo Platz ist. Der vorgeschriebene Rechtsverkehr ist nur zu ahnen. Die Polizei hat nach Dunkelwerden offensichtlich die Schnauze voll und Feierabend gemacht. Der Verkehr ist sich selbst überlassen, was nun wieder die LKW Fahrer erfreut, denn die sparen sich das fällige Bestechungsgeld wegen Überladung und mangelnder Beleuchtung. Aber alles funktioniert irgendwie bei nur lückenhafter Straßenbeleuchtung. Eine Unfallstatistik gibt es nicht, aber die Todesquote scheint ziemlich hoch zu sein, denn während unseres Aufenthaltes haben wir viele Unfälle gesehen, und die sahen nicht gerade harmlos aus. Bevor ein Krankenwagen kommt, kann schon mal eine Stunde vergehen.

Am nächsten Tag sind mein Schwager, Udo und ich in den Hafen gefahren, um das Angelboot klarzumachen. Der Trailer, auf dem das Boot liegt und ins Wasser manövriert wird, war zusammengebrochen und musste repariert werden. Ein großes Palaver mit den Werftexperten begann und nach drei Stunden war ein Plan fertig, wie man einen gebrochenen Achschenkelpolzen auf afrikanische Art reparieren könnte. Danach war erst mal ein Bier angesagt. Mit viel Schulterklöpfen wurden wir auf den nächsten Tag vertröstet, da könnten wir dann bestimmt auf Angeltour gehen.

Am nächsten Tag lag das Boot im Wasser,

und wir wollten los, als der Anlasser seinen Geist aufgab. Kein neuer Anlasser in Sicht. Also wurde noch eine Reparatur auf afrikanisch fällig.

Erstmal Palaver, dann Bier, dann Vertröstung auf morgen, dann noch ein Bier, dann die Versicherung der gegenseitigen Wertschätzung und für uns schließlich ab nach Hause.

Wir meinten uns nun erst mal einen Ausflug in das Landesinnere verdient zu haben. So fuhren wir nach Norden in eine Gegend, die *Missa Höhe* heißt und wo zu Kaisers Zeiten der deutsche Gouverneur seinen Sitz hatte, denn Togo war mal deutsche Kolonie. Vereinzelt erinnert noch dieses oder jenes an jene Zeiten und die Bevölkerung freute sich, wenn wir uns als Deutsche zu erkennen gaben. Möglicherweise lag das aber auch an *Franz Josef Strauß*, der hier oft zu Besuch war, sich als *President of Germany* feiern und durch seine Kumpels eine Brauerei bauen ließ, die der männlichen Bevölkerung eine richtige Freude bereitete. Der Grundwasserspiegel sank gefährlich ab, und in der Umgebung der Brauerei herrschte bald Wassermangel. Leider war das nicht voraussehbar, doch solange das Bier läuft, kommt bestimmt kein Klagen.

Wir befanden uns in einer bergigen Landschaft und sahen auf einem Gipfel in der Ferne eine Burg, die wollten wir uns näher ansehen. Eine Burg in Westafrika ist schon etwas seltsames. Wir kamen zu einem Schlagbaum. Zwei Polizisten oder Soldaten, so genau weiß man das nicht, stoppten uns. Wir brachten unser Anliegen vor und nach einem kurzen Palaver mit Überreichen eines Geldgeschenks durften wir weiterfahren. Die Burg war von einem Deutschen in den dreißiger Jahren aus Felssteinen gebaut worden und gehört nun dem Staat und damit dem Präsidenten von Togo, der sie auch renovieren will. So wie wir das sahen, wird die Renovierung noch einige Jahrzehnte dauern, denn es standen nur noch die Außenmauern, was jemals eingebaut war, war herausgerissen und alles sah ziemlich verwahrlost aus.

Das Bewachungspersonal war sehr freundlich, führte uns durch die Räumlichkeiten, zeigte uns die große Terrasse, auf der sie ihren privaten Mais trockneten, und die ehemaligen Zimmer der Minister, die dort, wenn sie zu Besuch waren, nächtigten. Ein Sahne-Grundstück, hochgelegten, im Sommer schön kühl, mit einem riesigen Park, einem 100 m mal 50 m großem Paradeplatz und einem beeindruckenden Blick über die Ebene bis nach Lome. Nur für einen afrikanischen Politiker ist es nicht logisch, dort sein Geld anzulegen, denn wie schnell ist man seinen Job wieder los und für den Nach-

folger so etwas zu renovieren ist nicht ökonomisch. Man bringt seine Kohle wahrscheinlich lieber in die Schweiz oder in ein anderes sicheres Land.

Nach diesem Besuch mussten wir uns erst mal stärken, und so beschlossen wir unser eingepacktes Picknick zu verzehren. Zum Nachtschisch gab es frische Ananas. Diese waren so geschält, dass sie aussahen wie ein Eis am Stiel und dann wird um den Kern herum abgebissen. Der Saft läuft einem zwar sonst wohin, aber schmecken tut es herrlich.

So gestärkt ging es weiter, um noch richtige Urwaldriesen zu sehen. Von den riesigen Wäldern, die die ganze Region ehemals bedeckten, ist nicht mehr viel vorhanden. Wir fanden noch einen gewaltigen Baum, der einen Umfang von ca. 10 Meter hatte und 40 Meter hoch war.

Die Ressourcen in ganz Afrika werden hemmungslos verschleudert, die Nutznießer sind wahrscheinlich wir Europäer. Die jetzige Flora wird durch Gemüse- und Obstfelder bestimmt, keine Großplantagen, aber diverse Sorten von Palmen. Größere Wildtiere gibt es in den Küstenregionen bis weit ins Inland nicht mehr.



Ein Krokodil hat Seltenheitswert.

Während unserer Suche nach den Urwaldriesen entdeckten wir ein Hinweisschild auf einen deutschen Friedhof. Udo traute sich, dem schmalen Urwaldpfad zu folgen und verschwand für einige Zeit. Er entdeckte mehrere gepflegte Gräber aus der Kolonialzeit von jung verstorbenen Ingenieuren. Nach unserer Recherche werden die Gräber durch unsere Botschaft gepflegt.

Auf der Rückfahrt kauften wir auf einem Dorfmarkt, quer durch das Angebot, mindestens 50 kg Obst und sackweise Holzkohle als Mitbringsel für unsere Dorfnachbarn. Die freuten sich, denn hier wird überwiegend mit Holzkohle gekocht und in Lome ist sie doppelt so teuer. Nach einer wieder abenteuerlichen Rückfahrt durch den Verkehr beendeten wir diesen Ausflug mit einem kühlen Drink, in völliger Ruhe, am Lac-Togo unter einem fantastischen Sternenhimmel.

Der nächste Tag stand ganz unter dem Zeichen Meer und seine fischigen Bewohner. Das Boot war tatsächlich einsatzbe-

reit. Mein Schwager, ein Gehilfe und Udo machten sich startklar und fuhren los. Ich hatte die Fahrt abgesagt, es war aufländiger Wind mit Stärke 5-6 und der entsprechenden See. Ich hatte Bedenken wegen meines Rückens, mit Full Power ca. 18 Knoten gegen an zu brettern, denn man muss weit hinausfahren, um die großen Fische zu fangen.

Am Nachmittag kamen die Angler mit großer Beute zurück. 22 Fische hatten sie gefangen: Thunfisch, Barrakuda, Kingfish, Vau-Vau und noch zwei Arten, deren Namen ich nicht mehr weiß. Keiner der Fische war unter drei kg schwer. Wie üblich wurden die Fische, die wir nicht einfrieren konnten bzw. gleich zum Verzehr vorsahen, an die bedürftigen Dorfbewohner verschenkt, denn Fisch ist inzwischen knapp und damit auch sehr teuer geworden. Für die Beschenkten war es ein richtiger Festtag.

Zu der Ernährungslage der Küstenbewohner muss man Folgendes sagen: Neben Maniok, eine Wurzel, die gestampft und dann als Brei gekocht wird, Kokosnüssen und spärlichem Gemüse bestand die Hauptnahrung aus Fisch, den es einst reichlich gab. Die Betonung liegt auf gab. Denn inzwischen wird er von riesigen, auch europäischen, Fischfangflotten weggefangen. Das geht bei Liberia los, an der Shelfkante entlang und darüber hinweg, durch den ganzen Golf von Guinea. Alle Anliegerstaaten haben darunter zu leiden. Die Fischer haben mit ihren hölzernen Piroggen, den alten Fischfangtechniken, nicht die Spur einer Chance, den benötigten Fisch für die stetig anwachsende Bevölkerung zu fangen. Wo sie früher morgens raus und abends wieder rein fuhren, müssen sie heute tagelang auf See verbringen und kommen trotzdem mit weniger Fisch als früher zurück. Die Gefahren sind auch nicht ohne. Neben dem Wetter und der See im Atlantik müssen sie sich auch gegen Piraten durchsetzen, die ihnen den Fisch wegnehmen, sowie Tag und Nacht aufpassen, dass sie nicht von den schnellen Frachtern überfahren werden. Die Quote der vermissten Fischer ist nach Hörensagen sehr hoch, eine Statistik gibt es nicht oder sie ist Geheimsache.

Statt dessen wird eingefrorener *Gammelfisch* und übrig gebliebener Fisch, der in Nordeuropa nicht zu verkaufen ist, auf die afrikanischen Märkte gekippt und teuer verkauft. In diesem Geschäft seien besonders Holländer engagiert, sagt man.

Dies war der ersten Teil eines Reiseberichts über unsere Fahrt nach Westafrika. Ich werde noch ein zweites Kapitel für eine der nächsten Ausgaben in unserem Seeschiff schreiben.

Euer Thomas Marquardt

UNSER JAHRESAUSFLUG 2013.

Am 12. Oktober 2013 machten wir unseren Jahresausflug, organisiert von unserem Kameraden Kapitän *Karlheinz Römer*. Treffpunkt war das Museum für Hamburgische Geschichte. Dort erläuterte uns eine freundliche Angestellte – wir waren siebzehn Teilnehmer, darunter einige Ehefrauen – bei einem Rundgang die in verschiedenen Vitrinen dargestellte Entwicklung Hamburgs. Ferner sahen wir Schiffsmodelle, Waffen, Gebrauchsgegenstände aller Art und weiter noch viel Interessantes, wie zum Beispiel den sogenannten Totenschädel des *Klaus Störtebeker*. Nach dem Museumsbesuch ging es per Autobus über Altona nach Övelgönne.



Die HADAG-Fähre FALKENSTEIN brachte uns in nach Finkenwerder.



In den Finkenwerder Landungsbrücken ließen wir uns das Mittagessen gut schmecken. Danach ging es per Fähre Hafen City eine Anlegestelle weiter zum Bubendey-Ufer zur Lotsenstation, wo Kapitän Römer wie zu Hause war; denn er war lange Jahre selbst Hafentotse und auf dieser Lotsenstation tätig gewesen. Während seines ausführlichen Vortrags konnten wir die Schiffsbewegungen auf den Bildschirmen verfolgen. Hier, auf der Radarstation mit dem Panoramablick auf die Elbe, befanden wir uns auf dem besten Arbeitsplatz Hamburgs. Den verließen wir nun und bestiegen die Fähre vom Bubendey-Ufer in Richtung Hamburger Landungsbrücken.



Vielen Dank an Kapitän *Karlheinz Römer* für den gelungenen Ausflug. ht

VON MEEREN UND AUS HÄFEN



Der Stahlhof in London um 1540

DER HANSISCHE STAHLHOF IN LONDON

Ein Vortrag von *Reinhold Pauli*, gehalten am 11. März 1856 im Saale des goldenen Sterns zu Bonn.

Dem Deutschen, der, um die Wasserseite der Stadt London zu betrachten, in Westminster eines jener vielen Dampfboote besteigt, die bekanntlich gleich den Droschken in den Straßen unserer Städte den Themsefluß befahren, mag neben den gewaltigen Brücken, den Domen, die über Rauch und Nebel emporragen, den endlosen geräuschvollen Warenlagern, ein wenig oberhalb der letzten Brücke, welche ihre kolossalen Bogen über den Fluß spannt, kurz ehe er wieder ans Land steigt, ein besonders abgetheilter Quay mit umfangreichen Packhäusern ins Auge fallen, dessen Baustil, dessen grüne Fensterladen und dessen dort seltener Schmuck, einige grüne Bäume, unwillkürlich an ähnliche Plätze in deutschen Seestädten erinnern. Es ist in der That mitten in dem fremden London ein Fleck, an welchem einst aus unvordenklichen Zeiten her unsere Landsleute gelebt und den sie bis vor wenigen Jahren besessen haben. Es ist die uralte Faktorei und der Stapelplatz der Kaufleute der deutschen Hanse, bekannt unter dem Namen des Stahlhofs, auf englisch Steelyard. Die Ursache, weshalb den Deutschen allein vor allen andern Nationen Europas die Vergünstigung widerfahren ist, in dem exklusiven England Jahrhunderte hindurch Grund und Boden zu besitzen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, wenn man sie nicht in der ähnlichen geographischen Beschaffenheit des nördlichen Deutschlands und des südlichen Englands und in der unverilgbaren Stammverwandtschaft ihrer Bewohner finden will. Die Angeln und Sachsen, die über die rauhe Nordsee zogen, um Britannien zu erobern, eröffneten unstreitig auch den ersten Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern. Er wird dann besonders kräftig aufgeblüht sein, nachdem die Nachkommen *Alfred des Großen* sich in Erinnerung an die gemeinsame Herkunft mit den Ottonen Deutschlands verschwägerten. Die Verwandt-

schaft der norddeutschen Fürstenhäuser mit dem englischen besteht ja bis auf diesen Tag; das *weiße Roß*, das schon *Hengist und Horsa* im Schilde führten, findet sich bis heute im Wappen von Braunschweig-Lüneburg; es ist der See-rape, nach welchem die Sachsen einst dichterisch ihre hochgeschnäbelten Schiffe benannten. Enge verwandtschaftliche Bande der Fürsten und gemeinsamer Ursprung der beiden Völker haben also die eigenthümliche Entwicklung, welche ihr internationaler Verkehr genommen hat, gefördert.

Sie müssen mir erlauben, die Hauptmomente desselben aus der Geschichte des Stahlhofs hervorzuheben. Lange ehe noch die deutschen Städte zu dem weltberühmten Bunde der Hanse zusammentraten, und ehe der Grund zu ihren fernen Handelsfaktoreien in Rußland, Skandinavien, Flandern und Portugal, zu Nowgorod, Wisby, Bergen, Antwerpen und Lissabon gelegt war, muß es eine Korporation deutscher Kaufleute an der Themse gegeben haben. Eine Urkunde des Sachsenkönigs *Ethelreds II.*, der von 978 bis 1016 herrschte, sichert den Leuten aus den Landen des Kaisers, welche mit ihren Schiffen nach England fahren, dieselben Handelsrechte zu wie sie die Einheimischen besitzen, wofür sie zu Weihnachten und zu Ostern je zwei Stück graues und ein Stück braunes Tuch, zehn Pfund Pfeffer, fünf Paar Mannshandschuh und zwei Fäßchen Essig als Abgabe zu entrichten haben. Daß kein Geld verlangt wird, sieht ganz wie die althergebrachte Leistung einer Gilde aus, von deren Mitgliedern außerdem angenommen wird, daß sie auch in England überwintern. Dann hören wir erst wieder in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wie *Heinrich II.* der erste Plantagenet, die Leute von Köln nebst dem von ihnen in London besessenen Hause und allen darin befindlichen Waaren in seinen besonderen Schutz nimmt und ihnen gestattet, ihren Rheinwein, den sie damals schon in London zu Markte brachten, für denselben Preis zu verkaufen, zu dem man dort den französischen Wein ausbot. Als späterhin *Richard Löwenherz* aus der Gefangenschaft Kaiser *Heinrichs VI.* entlassen wurde und froh gleich einem wilden Vogel, der dem Käfige entkommen, in die Heimath eilte, rastete er einen Tag in Köln, ließ sich im Dome ein Hochamt feiern und dankte den Bürgern für den ihm bereiteten Empfang, indem er ihnen die Jahresrente von zwei englischen Schillingen, die sie für ihre *Gildhalle* in London zu entrichten hatten, auf immer erließ. Es sind also die Leute des Kaisers, vor allen die Kölner, denen in London ein Haus gehörte, das wie heute

noch das Stadthaus der City daselbst den altsächsischen Namen einer *Gildhalle* trug.

Allein es dauert nicht lange, so werden die Angehörigen noch anderer deutscher Städte an den Ufern der Themse erkennbar; bald war der Hansebund im Entstehen. Es sind die Zeiten der großen für das Reich so verhängnißvollen Kämpfe zwischen den *Hohenstaufen* und *Welfen*; dadurch, daß *Heinrich II.* von England eine seiner Töchter an *Heinrich den Löwen* vermählte, hatte er seiner Dynastie eine welfische Politik vorgezeichnet. Diesem Principe aber, das an der Zertrümmerung deutscher Einheit so unendlich viel Schuld trägt, verdanken die Städte Italiens so gut wie die des südlichen und nördlichen Deutschlands ihr wunderbar rasches Aufblühen zu fast autonomen Communen. Die Wahl Kaiser *Ottos IV.*, desjenigen *Welfen*, der zum ersten Male die *Hohenstaufen* verdrängt, wurde mit Hülfe seines Oheims, des löwenherzigen *Richard* und des von ihm gezahlten englischen Geldes, durchgesetzt. Fest hielten die Kölner zu ihm; selbst nach der großen Schlacht bei Bouvines, wo *Otto* nebst *Johann* ohne Land von französischen Waffen und hohenstaufischer Politik besiegt wurde, wollten sie nicht von ihm lassen. Als dann der große Kaiser *Friedrich II.* nach langer wechselvoller Regierung gestorben und seine Nachkommen bald nach ihm ihr tragisches Ende gefunden hatten, erscheint unter den Thronprätendenten des gespaltenen Reichs als Vertreter der welfischen Ideen geradezu ein Prinz aus dem Hause Plantagenet, *Richard von Cornwall*, der Bruder des englischen Königs *Heinrich III.* Ihm verdankt die Hanse ihre Anerkennung in England. Schon König *Johann* hatte die Bremer ausdrücklich mit denselben Rechten wie die Kölner zugelassen; ihnen folgen jetzt die Hamburger, die Leute von Lübeck, bald hernach Vorort der Hanse, die von Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald. Die Kölner, eifersüchtig auf dieses Herbeidrängen der Norddeutschen, mochten noch so viel grollen, im Jahre 1260 wird allen gemeinsam von *Heinrich III.* ein großer Freibrief ausgestellt, allen Kaufleuten von Alemannien, die das Haus zu London besitzen, welches die deutsche *Gildhalle* heißt, die *Aula Teutonicorum*.

Eine kleine Familiengeschichte aus jenen Tagen mag hier dienen, uns die Einwanderung und das Fortkommen unserer Landsleute zu vergegenwärtigen. In den Archiven der Stadt London liegt ein merkwürdiger Pergamentcodex aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, dessen Verfasser, der bescheiden nur in der dritten Person von sich selber redet, eine

kurze Geschichte seiner Herkunft gibt. In den letzten Decennien des 12. Jahrhunderts erzählt er, sei ein Mann, *Arnold von Grevinge* mit Namen, gebürtig aus der Stadt Köln, nach England gekommen nebst seiner Frau, welche *Ode* geheiß. Sie seien kinderlos gewesen und wären nach ihrer Landung sofort zu dem Grabe des im Jahre 1170 ermordeten und als wunderthätigen Heiligen verehrten Erzbischofs *Thomas Becket* nach Canterbury gewallfahrtet, um sich die Fürbitte des Märtyrers um Nachkommenschaft zu erflehen. Würde ihnen ein Sohn geschenkt, so wollten sie ihn dem Dienste Gottes weihen, er sollte Mönch werden in dem berühmten Kloster zu Canterbury, dem *Thomas Becket* einst vorgestanden. *Arnold* zog darauf nach London und ging seinem Geschäfte nach; er erhielt zwei Kinder, einen Sohn, den er zum Danke für die Erhörung seines Gebets *Thomas* nannte, und eine Tochter *Juliane*. *Thomas* wurde nun freilich nicht Mönch; er nahm statt dessen das Kreuz und folgte im Jahre 1203 den Schaaren des Grafen *Balduin von Flandern* nach Konstantinopel. Bei der Einnahme des griechischen Reichs auf jenem merkwürdigen Kreuzzuge ist er verschollen. Seine Schwester *Juliane* aber heirathete zu London einen Landsmann, *Theodmar*, gebürtig aus der Stadt Bremen. Sie wurden Eltern von elf Kindern; und daß es ihnen gut gegangen, erhellt daraus, daß ihre vier Töchter bei der Verheirathung auf das Gländendste ausgestattet worden sind. Einer ihrer Söhne, *Arnold* mit Namen, ist der Verfasser des alten Pergamentbandes, den ich erwähnt habe, und außerdem ein Mann, der in seinem bewegten Zeitalter eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Stadt London gespielt hat. Er wurde einer der 12 Aeltermäner der Stadt und bewahrte daneben in treuer und dankbarer Erinnerung an seine Abstammung den Zusammenhang mit seinen Landsleuten, die ihn ebenfalls zum Aeltermanne und Vorstände ihrer *Gildhalle* erwählten. Während des Kampfs der Barone mit dem Könige *Heinrich III.*, an welchem das demokratische Element in der City eifrigen Antheil nahm, hielt er sich streng conservativ zu dem Fürsten; mehrere Male hat er von seinem bedeutenden Vermögen hohe Strafgelder bezahlen müssen, einmal schwebte sogar sein Leben in Gefahr. Er ist hernach in hohem Ansehen und hoch betagt über 90 Jahre alt gestorben. In dem ohne Frage von ihm selbst geschriebenen Buche erzählte er viel von dem römischen Könige *Richard*, dem er persönlich nahe gestanden zu haben scheint, und bei dem er sicher die bedeutenden Privilegien für seine Landsleute aus den deutschen Seestädten befür-

wortet hat; auch gedenkt er mit besonderer Theilnahme der Wahl des Grafen *Rudolfs von Habsburg* zum römischen Könige, durch welche das zerrüttete Deutschland dem Auslande gegenüber doch in etwas wieder zu Ehren kam. Diese wenigen Züge aus dem Leben eines englischen Aeltermanns bremischer Abkunft gewähren uns ein Bild, in welcher Weise es fleißigen deutschen Einwanderern und ihren Nachkommen gelang, auf englischem Boden heimisch und ihres Lebens froh zu werden; sie zeigen außerdem, wie in einer Familie, als Beispiel für die ganze deutsche Handelskolonie, der Kölner und der hanseatische Ursprung durch Heirath zur Versöhnung kam.



1593; London by John Norden

Hinfort wohnten die Kaufleute vom Rhein und die von der Nord- und Ostsee harmlos bei einander und genossen gemeinsam die bedeutenden an ihre *Gildhalle* geknüpften Vorrechte. In ihrer emsigen Thätigkeit kamen ihnen die Engländer noch nicht gleich; reicher als sie waren allein die italiänischen Wechsler, welche damals die bis auf diesen Tag noch von Banquierhäusern angefüllte Lombardstreet bewohnten. Dem Wuchergeschäfte abhold, betrieben die Deutschen dagegen fast ausschließlich die Spedition; auf ihren eigenen Schiffen führten sie die rohen Produkte Norwegens und Rußlands, so wie aus Spanien und Portugal die Früchte des Südens ein. Ein bedeutender Aufschwung ihres Handels geschah zu Anfang der glänzenden Regierung des mächtigen Königs *Eduard III.* Der große langjährige Kampf, den dieser Fürst um die Krone von Frankreich führte, erforderte auch ganz außerordentliche Mittel. Seine engen

verwandschaftlichen Beziehungen zu dem deutschen Kaiser *Ludwig IV.* und den niederländischen Fürstenhäusern richteten seine Blicke wegen Anknüpfung politischer und commerzieller Verbindungen bald ausschließlich nach dem Reiche. Im Sommer 1338 reiste *Eduard* selbst an den Rhein, verweilte in Köln, wo er den eben vollendeten Chor des herrlichen Doms anstaunte und reich beschenkte, und verhandelte mit seinem Schwager, dem Kaiser, in Koblenz. Aber nach wenigen Jahren überstiegen die seinem eigenen Lande abverlangten Kriegssteuern die zugänglichen Kräfte desselben, eine gewaltige Noth ergriff den Geldmarkt in England, Flandern und Italien; der Mittelpunkt der italiänischen Wechselgeschäfte, die berühmte Handelssocietät der Barden zu Florenz, fallierte, in ihrem Conto stand der König von England mit einer Million Goldgulden angeschrieben. Diesen Moment haben die Hansen klug zu nutzen gewußt, immer wieder sind sie dem Könige in seiner Noth beigesprungen. Wolle und Leder bildeten damals bekanntlich die einträglichsten Erzeugnisse des in so vielen Stücken gesegneten Englands; nach der auf feste Schutzzölle gegründeten Handelspolitik des Königs durfte vor allem die Wolle während des Kriegs mit Frankreich nur nach einer Richtung, nach Flandern hin ausgeführt werden. Niemand anders war geeigneter als die Hansen, sie nach den reichen flämischen Städten zu verschiffen; die fertigen Zeuge und Tücher gingen dann vor allen über Köln weiter ins Inland. Für solche Vergünstigung streckten die Mitglieder der deutschen *Gildhalle* immer wieder neue Summen vor. Die reichen Häuser des *Tidemann von Limborg*, der Gebrüder *Kaula*, der *Clippings* u. A. hatten damals eine Bedeutung in London wie gegenwärtig *Rothschild* und *Baring*. Als Pfand war sogar die Verwaltung der Ausgangszölle in den Hafentädten in ihren Händen; jener *Tidemann von Limborg* erhielt auf eine Reihe von Jahren die kostbaren Zinngruben in der Grafschaft Cornwall, die zu dem Regal des *Prinzen von Wales* gehörten, überwiesen. Die Krone *Eduards* und das Krönungsgeschmeide seiner Gemahlin waren längere Zeit in der Stadt Köln versetzt; nach einer noch im Staatsarchive des Towers zu London vorhandenen Correspondenz war der König, als diese kostbaren Pfänder fällig geworden, nicht im Stande sie zu lösen; da streckten jene Stahlhofgenossen abermals neue Summen darauf vor, ließen die Juwelen nach England kommen und stellten sie dem Könige zurück. Immer von neuem konnte er 20 oder 30.000 Pfd. Sterl. bei jenen Häusern aufnehmen, Summen, deren damaligen,

vollen Werth wir *heute* nur durch eine Multiplikation mit 15 erkennen können. Es sind daher die großen Schlachten des Schwarzen Prinzen, die Siege von Cressy und Poitiers in nicht geringem Maße mit der Hülfe deutschen Fleißes und deutschen Kapitals gewonnen worden; unsere Landsleute sind nicht schüchtern gewesen, sich so große Dienste durch neue bedeutende Privilegien ihrer Faktorei belohnen zu lassen.

Der Anfang des 15. Jahrhunderts ist überhaupt der Höhepunkt hansischer Macht und also auch der Blüthe des Stahlhofs zu London. Bald sollte das Emporkommen der skandinavischen Reiche und die Consolidirung des Herzogthums Burgund in den Niederlanden dem abgeschlossenen, stark egoistischen Handelssysteme des großen Städtebundes gefährlich werden. Auch die Beziehungen zu England wurden in Kurzem unfreundlicher Art. Hier hatte sich trotz der bösen Zeiten, die damals im Kampfe der rothen und weißen Rose über die Insel hereinbrachen, ein einheimischer tüchtiger Kaufmannsstand nach italiänischen und deutschen Vorbildern zu großem Reichthum entwickelt. Damals regt sich zuerst bei ihm jener mercantile Unternehmungsgeist, den man gegenwärtig unter allen Zonen des Erdballs zu bewundern Gelegenheit hat. Eine große Gilde ins Ausland handelnder Kaufleute suchte auch in den deutschen Städten der Ostsee, in Preußen und Livland zugelassen zu werden. Aber die Hansen in ihrer exklusiven Gesinnung wollten ihnen nicht die Vorrechte gewähren, welche sie selbst seit Jahrhunderten in Rußland, Skandinavien und England genossen. Mancher Merchant-Adventurer, wie man die Mitglieder jener Handelscompagnie nannte, wurde an seinem Eigenthume oder gar körperlich verletzt. Darüber kam es zu Processen, zu Repressalien und endlich gar zu Feindseligkeiten. Mehrere Jahre lang wüthete ein erbitterter Seekrieg, von dem wir uns bei dem gegenwärtigen Verhältnisse der hanseatischen zur großbritannischen Schifffahrt nur schwer eine Vorstellung machen können. Einmal wurde eine Flotte von 108 Segeln, die sämmtlich in Lübeck und Riga zu Hause waren, auf der Heimkehr aus Spanien, schwer beladen mit Salz und Südfrüchten, im Kanal von den Engländern aufgebracht. Dafür nahmen denn die großen Bergenfahrer Lübecks wieder Rache, verwegene kreuzten sie lange in der Nordsee umher und brachten manche treffliche englische Prise auf, mit Tuch und anderer werthvollen Waare geladen. Darunter litt natürlich der Handel in ganz Nordeuropa ungemein; umsonst seufzten die Länder nach Frieden und verhandelten die Regierungen durch

ihre Gesandten. Hartnäckig bestanden die Hansen und der mit ihnen verbündete Hochmeister von Preußen auf ihre alten Privilegien, während die Engländer, da man ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, von ihnen forderten, daß sie nunmehr in England dieselbe Abgabe auf Wein und Wolle entrichten sollten, welche von allen andern die englischen Märkte besuchenden Fremdlingen erhoben wurde. Sie sträubten sich mit Händen und Füßen und wurden endlich im Jahre 1469 von den königlichen Gerichtshöfen zu einer Buße von 13.520 Pfd. Sterl. verurtheilt. Viele Mitglieder des Stahlhofs saßen in Haft, die alte Genossenschaft lief Gefahr, ihre Corporationsrechte und den Grundbesitz auf immer zu verlieren. Zu gleicher Zeit war im Schoße des Hansebundes selbst Zwist ausgebrochen: Köln und der Westen zankten mit Lübeck und dem baltischen Osten. Ein jäher Sturz vor der Zeit war nicht unmöglich, hätte nicht das Parlament zu Westminster zuerst die Hand zum Frieden geboten. Das Haus der Gemeinen ließ sich in seinen Bemühungen zur gütlichen Ausgleichung des Streits selbst dann nicht beirren, als bewaffnete Schiffe von Bremen, Hamburg und Danzig, unter der Flagge *Karls des Kühnen von Burgund* einhersegelnd, mehrere Stellen der englischen Küsten angefallen hatten. *Eduard IV.* endlich gebührt das gerechte Lob, im Jahre 1474 den Frieden von Utrecht zu Stande gebracht zu haben, in welchem allen Theilen Genugthuung geschehen, den Hansen aber, so weit es die veränderten räumlichen und zeitlichen Verhältnisse gestatteten, Recht und Besitz ungeschmälert zurückgegeben sind.

In dem Genusse derselben haben sie dann fast ein ganzes Jahrhundert verharret, jenes wunderbare Jahrhundert, in welchem die Menschheit die Auffindung eines großen Continents und die Reformation der Kirche erlebt hat. Vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus, an die sich bald die Colonien der Spanier und Portugisen im Süden, der Engländer und Franzosen im Norden anreihen, sind in Kurzem der Glanz Venedigs und Genuas und die Machtansprüche der nordischen Hanse in den Schatten getreten. In dem kühnen Trachten *Jürgen Wullenwevers*, von Lübeck aus noch einmal über Nordeuropa zu gebieten, haben sich auf eine kurze Frist die noch nicht geläuterten Strömungen des kirchenverbessernden Geistes mit der mercantilen Politik gekreuzt; noch einmal flackerte der Gedanke an eine hanseatische Weltmacht auf, aber rasch sank die taube Flamme in sich zusammen. Inzwischen waren dem Welthandel und dem Unternehmungsgeiste der europäischen

Nationen ganz andere Wege eröffnet worden, bisher gänzlich unbekannt Produkte wurden zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen der Menschheit, an die Stelle der gebrechlichen Fahrzeuge, mit denen man bisher im Mittelmeere, in der Ostsee und an den atlantischen Gestaden Handel getrieben, waren ganz andere gewaltige Schiffe getreten. Die Hanse hatte sich überlebt; auch die Größe ihrer Schiffe war gewachsen; sie konnten nicht mehr wie bisher durch die Londoner Brücke hindurch segeln und ruhig vor ihrem Stahlhofe vor Anker legen. Dennoch steiften sie sich bei den gänzlich veränderten Zeitumständen auf den Buchstaben ihrer alten Vorrechte, keinem Engländer gewährten sie in der Heimath, was sie selber in der Fremde genossen. Als daher einmal, besonders auf kaiserliches Gebot, englische Unterthanen aus Elbing und Stade ausgetrieben waren, verstand die große Königin *Elisabeth* keinen Spaß. Sie ließ von ihren Admiralen *Drake* und *Norris*, vor denen die stolzen Spanier an den Küsten der alten und neuen Welt zu zittern gelernt, in kurzer Frist einige 60 hanseatische Schiffe aufbringen und vertrieb durch königliches Decret vom Januar 1598 die deutschen Gildegenossen aus dem Stahlhofe. Die Gebäude und Werften desselben sind dann eine Weile als Admiralitätsmagazin verwendet worden, bis man sich zu Hamburg und Lübeck dazu verstand, die Merchant-Adventurers unter denselben Bedingungen bei sich aufzunehmen, die den Hansen in London gewährt wurden. Von da an haben sie sich ihr altes Besitzthum so gut es ging wieder zu Nutz gemacht bis zu der großen Feuersbrunst, die im Jahre 1666 den bedeutendsten Stadttheil Londons in Asche legte. Allein ehe ich von dem Ausgange des Stahlhofs rede, ist es Zeit, so weit dies möglich ist, die Baulichkeiten und das Leben und Treiben derer, die einst darin gehaust, zu schildern.

Das Grundstück, welches, wir können nicht mit Bestimmtheit sagen weshalb, der Stahlhof heißt, hatte in der That, zumal in dem mittelalterlichen London, eine ganz vortreffliche Lage. Nur etwas oberhalb London Bridge, der bis in die neueren Zeiten einzigen Brücke der Stadt, nicht zu weit von der Börse und der Kathedrale, reicht es von seinen breiten Werften am Flusse weit landeinwärts bis an die Südseite von Thamesstreet; im Westen wird es von der Gasse Dowgate, deren Name noch an das alte Wasserthor von London erinnert, im Osten vom Allerheiligengäßchen abgegrenzt. Der ursprüngliche Hof war klein genug, es sind dann aber im 14. und 15. Jahrhunderte mehrere herrschaftliche Häuser und Baulichkeiten der Nachbarschaft hinzugekauft

worden. Sobald dieselben bei einander waren, wurde ein solider, den Anforderungen einer mittelalterlichen Genossenschaft entsprechender Bau aufgeführt, recht wohl zu vergleichen mit dem Artushofe zu Danzig, der Rumenej zu Soest und anderen ähnlichen alten Kaufhallen. Besonders stattlich muß sich die nördliche Front desselben nach der Thamesstreet ausgenommen haben, in mehreren Stockwerken, mit drei runden durch Eisenbeschlag sicher verwahrten Pforten, deren jede mit einer sinnreichen Inschrift versehen war. Nach der einen bietet dies Haus: *Freude und Fülle aller Güter, Friede, Ruhe und ehrbare Lust*; nach der zweiten ist das *Gold der Vater schmeichelnder Künste und der Sohn des Mühsals*; die dritte drohte demjenigen, der *die Zucht bricht*, mit der verdienten Strafe.



Hoch darüber aber am Dache spreizte der Doppeladler des Reichs seine Flügel aus. Starke Ringmauern umgaben den wie eine kleine Festung mitten in der Stadt gelegenen Ort und haben bei mancher Gelegenheit den Einwohnern Schutz gewährt. Bisweilen war es der raufsuchtige rohe Pöbel des Themseufers, der mit den Fremdlingen, deren Sprache unverständlich und deren Tracht und Erscheinung auffällig war, Streit angefangen. Aber auch bei der großen communistischen Erhebung der Leibeigenen und der niedersten [Hefe](#) (Abschaum) der englischen Bevölkerung unter dem fürchterlichen Demagogen *Wat Tyler* im Jahre 1381, wo niemand, der sich eines Ranges oder Besitzes erfreute, seines Lebens sicher war, konnten sich die Hansen nur hinter ihren Mauern bergen, während namentlich die Flanderer und andere Fremden zu Haufen erschlagen worden sind.

Die Baulichkeiten, die von diesen Mauern burgartig umschlossen wurden, waren mancherlei Art. Hoch über den übrigen ragte besonders die große Halle empor; sie diente bei den allgemeinen Versammlungen als Rathsstube; bei den althergebrachten, häufig wiederkehrenden Fest-

lichkeiten fanden hier die Schmausereien und Gelage statt. Über den hohen Kaminen und dem künstlich verzierten Gessims waren in dichter Reihe die glänzend geputzten silbernen und zinnernen Geschirre, das Prachtgeräth der Corporation, aufgestellt; darunter mag sich, wie wir es heute noch in hanseatischen Zunfthäusern antreffen, manch seltsamer Zierrath aus der Fremde befunden haben. Von besonderem Werthe aber müssen zwei Gemälde gewesen sein, welche sich die auch in der Heimath die Kunst gern fördernden Deutschen von einem Landsmanne, dem berühmten Meister *Hans Holbein*, hatten anfertigen lassen.



Der Danziger Kaufmann *Georg Gisz* in London. *Hans Holbein* der Jüngere 1532

Sie stellten als Gegenstücke in allegorischem Gewande den Triumph des Reichtums und den Triumph der Armuth dar. Auf der einen Seite der Halle erhob sich ein Thurm, die Threse oder Schatzkammer, in welcher man die pergamentenen Urkunden und besonders werthvollen Kleinodien und Kunstwerke aufbewahrte; auf der anderen lag eine steinerne geräumige Küche, wo in reichlichem Maße für den Mittagstisch an Alt- und Festtagen gesorgt wurde. Zwischen der Halle und der Mauer auf der Westseite befand sich ein Garten, in welchem die Deutschen nach ihrer Weise und Bedürfniß sich einige aus der Heimath herübergeführte Weinstöcke und feine Obstbäume angepflanzt hatten. An Sommerabenden pflegten sie dort nach der Arbeit auszuruhen, während die jüngeren Leute sich beim Ballspiel und ähnlichen Vergnügungen ergötzen. In langen Reihen aber erstreckten sich die Speicher, die Verkaufsbuden und die Geschäftslokale bis an den Fluß und nahmen bei Weitem den größten Raum des Grundstückes ein. Hier hatten die einzelnen Kaufmannschaften der deutschen Hanse ihre Comptoire, hier stapelten sie in regelmäßig vorgeschriebenen Abtheilungen

ihre Waaren auf. Daran grenzten dann breite Werften mit einem hohen Krahn, wo bei der Fluth die Wellen der Themse hinaufschlugen und die Schiffe mit ihren Frachten bequem anlegen konnten. Das war recht eigentlich eine Stätte des Weltmarkts, wo, ehe man nur von den amerikanischen Produkten etwas ahnte, die Hauptbedürfnisse der Menschen aus- und eingeladen wurden. Aus Norwegen, Rußland, Polen und den Gebieten des Hochmeisters in Preußen wurde Eisen, Holz, Hanf, Talg, Wachs und Pelzwerk eingeführt; die Ostsee selber lieferte in großen Massen ihre Fische, vor allen den Häring, der damals noch nicht in andere Gewässer ausgewandert war, den als besonderen Leckerbissen betrachteten Stör und viele Schiffsladungen voll Stockfisch, mit dem die Engländer wohl auf Feldzügen ihre Truppen zu füttern pflegten. Auch befanden sich unter den Waaren bisweilen lebendige Wesen, besonders seltene Edelfalken aus Norwegen oder Livland, wofür der englische die Jagd mit aller Leidenschaft betreibende Adel hohe Summen bezahlte. Aus den vom Rheine her kommenden Schiffen sah man manch gehaltvolles Stückfaß edlen Weins auswinden; Tücher und Leinwand, fein und grob, kamen besonders aus Flandern herüber. Der Verkehr mit Spanien und Portugal schloß sich unmittelbar an die den orientalischen Handel betreibenden Nationen Südeuropas an und vermittelte die Zufuhr von allerhand Leckereien wie Feigen, Datteln, Mandeln, Zimmt, von Farben, edlen Specereien, Medicamenten, Metallen und selbst Goldstaub und Juwelen. Von solchen Dingen verkauften die Hansen wohl weniger an ihre englischen Geschäftsfreunde, sie beförderten sie weiter nach Hamburg und Lübeck, nach Bergen und Riga. Dem Engländer aber kauften sie die Erzeugnisse seiner Viehzucht und seines Ackerbaus, Wolle und starke Rindshäute, Korn, Bier und Käse ab. Auf dem Stahlhofe sind in der That alle Handelsartikel der damals bekannten Welt umgesetzt und verladen worden.

Noch ein zum Stahlhofe gehöriges Haus darf ich nicht unerwähnt lassen; es lag auf der Nordseite und bildete einen Theil der Front nach der Thamesstreet, damals wie heute eine der Hauptstraßen der City von London. Hier befand sich schon im 15. Jahrhunderte eine Weinstube, in welcher der Rebensaft vom Rheine geschenkt und zum Imbiß geräucherte Ochsenzunge, Lachs und Caviar genossen wurde. Bei einem vollen Glase schloß hier nicht nur der gemüthliche, wohlhabige Kaufherr von Nord- und Ostsee sein Geschäft ab; das Haus hatte unter der Regierung König *Jakobs I.*, zu einer Zeit, als die hohe Welt

noch nicht nach dem Westende von London ausgewandert war und noch viel in der City lebte und verkehrte, einen ähnlichen Ruf, wie die ganz nahe dabei gelegene Kneipe, in welcher *Shakspeare* den dicken *Falstaff* und den ausgelassenen Prinzen *Harry* ihren Sekt schlürfen läßt. Nicht allein die Kaufleute ließen sich die guten Dinge im Steelyard zum Frühstück wohl schmecken; Bischöfe und Edelleute, ja der Lordkanzler selber und vornehme Geheime Rätthe haben es nicht verschmäht dort einzutreten und von den Leckerbissen der Fremdlinge zu kosten. Wiederholt wird in den Lustspielen aus den Tagen der Königin *Elisabeth* und ihres Nachfolgers, den besten Autoritäten für das damalige Leben in England, darauf angespielt. *Let us go to the Stilliard and drink Rhenish wine*, sagt der Verfasser des *Pierce Penniless*. Und in einem Stücke von *Webster* heißt es: *ich lade Euch ein ihn diesen Nachmittag im rheinischen Weinhaus im Stahlhofe zu treffen; kommt und laßt Euch einen deutschen Kuchen und ein Fäßchen Caviar wohl schmecken!* Bemerkenswerth genug steht heute noch am selben Flecke ein großes Bierhaus, das sich auf seinem Schilde Steelyard nennt, darüber eine goldene Weintraube, wie wir sie viel in alten deutschen Städten in die schmalen Gassen hineinragen sehen. So haben sich, nachdem so mancher Wechsel über die Stätte hingegangen, doch hier wenigstens Name und Gewerbe unverändert erhalten, seitdem, wie wir gesehen, *Heinrich II.* den Kölnern vor 600 Jahren verstattete dort ihren Rheinwein zu verkaufen.

Aber es sieht fast aus, als hätte ich nur von Essen und Trinken zu erzählen, als hätten unsre Landsleute in England, deren Beschäftigung allerdings sehr materieller Natur gewesen, vorzugsweise gern solche Genüsse befördert. Doch fehlte es ihnen auch nicht ganz an Lust für andere Dinge; sie selbst deuteten in ihren Sinnsprüchen darauf hin, wie Reichthum guten Geschmack und Freude an der Kunst erzeuge und hege; sie selbst gaben ihren kunstreichen Landsleuten Gelegenheit ihre Halle mit schönen Bildern zu schmücken. Noch höhere und ernstere Gefühle hielt in ihnen ihr christlicher Glaube wach, den ja die ehrsamten Bürger der deutschen Reichs- und Hansestädte stets vielfach bethätigt haben. Gerade das abenteuernde, lebensgefährliche Seemannsleben und die riskanten Spekulationen der Kaufleute nährten, zumal in den vorreformatorischen Zeiten, eine biedere, einfache Frömmigkeit, die im fleißigen Besuche des Gottesdiensts und in Stiftungen allerlei Art ihren Ausdruck fand. Seltam genug finden wir von einer eigenen Kapelle im Londoner Stahlhofe kaum eine Spur; die Genossen-

schaft war dagegen dem benachbarten Kirchspiele Allerheiligen eingepfarrt. Diese Kirche, Allerheiligen die Größere genannt, erscheint frühzeitig unter dem Namen der Seemannskirche. Obgleich sich die Nachricht, die Deutschen hätten sie gestiftet, nicht bestätigen läßt, so hingen sie doch mehrfach mit ihr zusammen. Sie unterhielten wahrscheinlich einen eignen Altar, weihten zu besonderen Festen die langen Wachskerzen und ließen an bestimmten Festtagen von ihnen gestiftete Messen lesen. Auch die Reformation hat dieses Band, das recht augenscheinlich beweist, wie innig hier von uralten Zeiten her deutsches Wesen mit englischem durchwachsen war, nicht gelockert. Freilich scheinen die Deutschen die neue, gereinigte Lehre nur langsam und vorsichtig angenommen zu haben, denn als im Jahre 1526 von dem berühmten eifrig katholischen Kanzler *Sir Thomas More* in Person bei ihnen Haussuchung nach den Schriften Luthers gehalten wurde, fand man nur alte und neue Testamente, Evangelien und deutsche Gebetbücher; sie selbst, alt und jung konnten noch mit gutem Gewissen am Kreuze auf dem St. Paulskirchhofe schwören, daß sich unter ihnen kein Ketzer befände. Bald darauf siegte die Reformation in England wie in den meisten zur Hanse gehörenden Städten, und die Stahlhofgenossen wohnten von nun an dem englisch-protestantischen Gottesdienste in Allerheiligen bei. Dort besaßen sie längst mehrere Reihen alter Gestühle, die sie auch nach dem durch den großen Brand nöthig gewordenen Wiederaufbau erneuert haben. Mehrere kunstvoll in buntem Glase gemalten Fenster, in denen als Mittelpunkt der doppelköpfige Reichsadler nicht fehlt, sind ebenfalls von ihnen gestiftet. Auch nach dem Brande haben sie der Kirche ein noch heute erhaltenes und viel bewundertes Schnitzwerk aus dauerhaftem Eichenholze geschenkt, das den Chor von dem Hauptschiffe scheidet. Es ist das Werk eines Hamburger Holzschneidemeisters und stellt vielfach gewundene Säulen, Pilaster und Bögen dar. An der zum Altar führenden Pforte ist wiederum der Reichsadler angebracht, darüber erhebt sich das königliche Wapen von England. Noch im Jahre 1747 haben sich die Kirchenstühle im Besitze des Stahlhofmeisters und der übrigen Repräsentanten der Gilde befunden, obgleich seitdem das kirchliche Leben der Deutschen in London eine ganz andere Wendung genommen hatte.

Das wären also die Gebäude des Kaufhofes; es bleibt nur noch übrig von dem Leben der Genossenschaft und ihrer Mitglieder so viel mitzutheilen, als uns interessieren kann. Dieser kleine Staat im Staate

hatte natürlich auch seine Verfassung, die in ihren Formen der Zeit ihrer Entstehung und den mittelalterlichen Zuständen entsprach. Die sämmtlichen wirklichen Mitglieder der Korporation, die Meister, hatten bei den Versammlungen, in denen man alle seine Interessen wahrte, volles Stimmrecht. Alljährlich wählten sie aus sich selbst einen Aeltermann, der mit zwei Amtsgehülfen und einem Ausschusse von neun Mitgliedern die Verwaltung in Händen hatte. Bei der Wahl jedoch wurde ängstlich darauf gesehen, daß die Vertreter aller einzelnen Hansestädte der Reihe nach in den Ausschuß kamen. Unter dieser Leitung wurden in der sogenannten Morgensprache die Angelegenheiten der kleinen Welt verhandelt und die darauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen getroffen. Fast klösterlich war die Zucht des Orts: alle im Stahlhofe selbst lebenden Meister und Gesellen, sogar der Hauswart mußten unverheirathet sein. Scharfe Vorschriften bezweckten dauernde Ordnung und Ruhe. Schimpfworte, Schläge und andere thätliche Verletzungen waren mit hohen Geldbußen belegt; harte Strafen standen auf Trunkenheit, Würfelspiel und unsittliche Aufführung. Um neun Uhr des Abends wurden die Pforten geschlossen und keinem während der Nacht aufgethan. Ein jeder Meister war verpflichtet auf seiner Kammer Helm und Harnisch und alle zur vollen Rüstung gehörigen Waffen in gutem Stande zu erhalten. Diese Vorschriften bezweckten aber sämmtlich eine strenge Wahrung der rechtlichen Beziehungen zu dem Lande, in welchem man die Gastfreundschaft genoß. Es kam darauf an, niemals selber den Anstoß zu einem Zwiste zu geben. Als Vermittler bei allen Streitigkeiten oder civilrechtlichen Fällen mit den Einheimischen wählte man sich daher auch immer einen der 12 Aeltermänner der City von London oder gar den Lordmayor selbst zum Schiedsrichter. Bei Criminalsachen wurden die Geschworenen, wie das ja auch noch heute bei der gemischten Jury in England der Fall ist, zur Hälfte aus Engländern, zur andern aus den Deutschen gewählt.

Die Pflichten gegenüber der Obrigkeit der Stadt und des Landes waren durch alten Gebrauch scharf vorgezeichnet und wurden ängstlich beobachtet. So war z.B. das Instandhalten der Waffen keineswegs unnütz: die Deutschen waren gebunden an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, alten Verträgen zufolge mußten sie das nach Norden führende Thor *Bishopsgate* in dauerhafter Wehr erhalten, und, sobald es die Umstände verlangten, bewachen und vertheidigen. Das alte Bischofsthor war daher, wie es uns beschrieben

wird, ein Werk deutscher Baukunst, dessen von oben herab schauende Statuen: ein Bischof segnend in der Mitte, rechts König Alfred und links sein Eidam der Earl *Aethelred von Mercia*, wieder an die graue sächsische Vorzeit gemahnten. Noch bis in die protestantischen Zeiten hinein, als die Stadt London von keinem Feinde mehr bedroht wurde, haben die Hansen an Erfüllung dieser alten Pflicht festgehalten.

Noch wichtiger waren im Laufe der Zeit die freiwilligen Lasten geworden, die sie sich auferlegten, um ihre bedeutenden Vorrechte, die hauptsächlich in der Geringfügigkeit der von ihnen entrichteten Zölle bestanden, zu wahren. Da kam es sehr auf Geschenke in Geld und Materialien an. Dem Lordmayor wurden jedesmal zu Neujahr 15 Goldnibel überreicht, in ein Paar neue Handschuh eingewickelt, die uns unwillkürlich an die bereits mitgetheilte seltsame Abgabe zur Sachsenzeit erinnern. Besonders beliebte Lordmayors erhielten außerdem ein Fäßchen vom besten Caviar zum Geschenk, oder einige Tonnen mit Häringen oder einen Centner polnischen Wachs. Auch die Rechtsconsulenten, welche die Genossenschaft meist aus der Anzahl der Kronadvokaten, der *Serjeants at law* wählte, empfingen außer ihrem Gehalte ähnliche annehmbare Geschenke. Aus einem aus der Zeit der Königin *Elisabeth* herrührenden Rechnungsbuche ersieht man, wie sehr diese Präsenten an die Behörden der Stadt und sogar an die Minister der Krone stehend geworden waren. Die Beamten der Post, der Admiralität, der Staatskanzlei, des auswärtigen Amtes sind alle mit ihren Neujahrsgaben angeschrieben; den Zollinspektoren auf dem Hauptzollamte flossen einige 20 Pfd. Sterl. zu, um sie vermuthlich bei der gelinden und nachsichtigen Ausübung ihrer oft verfänglichen Pflicht zu erhalten. Eine nicht unbeträchtliche Summe ist für die Trinkgelder, kleinen Gaben von Leckerbissen und Wein und für die Handschuhe festgesetzt, in welche man stets zartführend die Goldstücke einwickelte.

Dadurch wurden denn vielfache freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Die Osterlingen (Easterlings), wie der Engländer die deutschen Hansen nannte, galten ihm bei öffentlichen Gelegenheiten oft geradezu für seine Mitbürger. Bei großen prunkvollen Festen, wie sie die Stadt London ja bis auf diesen Tag in abenteuerlichen Aufzügen zu begehen pflegt, fehlten daher auch die ehrbaren, angesehenen Hanseaten nicht. Schon als der junge *Heinrich VI.* im Februar 1431 aus Paris kam um zu Westminster gekrönt zu werden, und der Lordmayor, die Sheriffs und Aelterleute zu Pferde und in Scharlach

und Hermelin auszogen ihn einzuholen, ritten, wie der Dichter *Lydgate* in einem Festliede schildert, die Osterlingen unmittelbar hinter den Beamten der Stadt, auf zierlichen Pferden, geführt von ihren Vorständen und Meistern.

An bestimmten Tagen des Jahrs feierten sie dann auch Feste bei sich zu Hause. Es war besonders der 4. December, der Tag der heiligen *Barbara*, an welchem, nachdem man vorher in Allerheiligen dem Gottesdienste beigewohnt, die feierliche Jahresmahlzeit in der großen Halle gehalten wurde. Doppelt blank waren dann die Schaugefäße geputzt, die Wände mit Teppichen geschmückt. Die Meister saßen an der Hochtafel, die Gesellen etwas niedriger an langen Tischen; unter den Gerichten durfte von Alters her der Kabeljau nicht fehlen. Vor allen andern Gästen wurden jährlich der Pfarrer von Allerheiligen und der Pförtner des königlichen Gerichtshofs der Sternkammer eingeladen.

Doch genug der Züge aus einem Leben, das, so lange es den Zeitumständen angemessen war, gewiß von Vortheil und Segen begleitet gewesen ist. Noch ist des Endes zu gedenken, das der Stahlhof gefunden. Wir haben gesehen, wie sich die Hanse und ihre Faktorei in England bereits im 16. Jahrhunderte überlebt hatten. Das Geschick der letzteren erhielt eine bedeutende Wendung durch den großen Brand von London im September 1666, der gleich den besten Theil der Stadt, auch den Stahlhof in Asche legte. Als darauf die englische Regierung zögerte die Privilegien der Gesellschaft zu erneuern, bestanden die Genossen abermals hartnäckig auf ihr gutes altes Recht und erhielten in der That nach einigem Prozessiren von *Karl II.* eine Bestätigung ihres uralten Freibriefs. Der Neubau, den sie nun aufführten, ist viel anspruchsloser als die alten festen Mauern, Hallen und Gewölbe gewesen; nur für den Stahlhofsmeister wurde ein Wohnhaus errichtet, der ganze übrige Raum zu Packhäusern und Werften verwandt, nicht viel anders, wie sie auf beiden Ufern der Themse genug vorhanden sind. Die Hansa bestand nur noch in der Erinnerung, ihrer ausländischen Comptoire bedurfte sie nicht mehr, die Stellung der fremden Kaufleute in England war namentlich seit *Cromwells* großen handelspolitischen Maßregeln eine ganz andere geworden. Die Stahlhofs-genossen konnten daher ihr Eigenthum in London selber nur zum kleinsten Theile nutzen und haben es seitdem stückweise zu verschiedenen Waarenlagern an Londoner Kaufleute vermiethet. Obwohl der Werth des Grundstücks und der Miethzins die Kosten der Verwaltung reichlich deckte, so ist das Eigenthum den freien Städ-

ten Lübeck, Hamburg und Bremen, den Erben des einst so mächtigen Hansebundes, doch bisweilen zur Last geworden; nach längeren Unterhandlungen zwischen den betreffenden Regierungen und ausführlicher Erforschung der historischen und rechtlichen Verhältnisse ist der Stahlhof endlich im Jahre 1853 für 72.500 Pfd. Sterl. an einige englische Spekulanten verkauft worden.

Doch bis auf diesen Tag und hoffentlich noch auf lange Zeiten hin verdanken die in London lebenden Deutschen, deren es gegenwärtig über 50.000 geben mag, dem alten Korporationsgeiste der Stahlhofs-genossen nicht hoch genug zu schätzende Güter. Als nach dem Brande auch der Stahlhof noch einmal aus der Asche erstand, kamen die damaligen Vorsteher und Meister beim Könige *Karl II.* um die Gnade ein, ihnen, da mehrere der kleinen Stadtkirchen nicht wieder aufgeführt werden sollten, eine derselben zu überlassen. Ein königlicher Freibrief trat ihnen im Jahre 1673 die kleine Dreifaltigkeitskirche nahe bei ihrem Hofe ab, sie bauten sie auf und konnten von nun an den protestantischen Gottesdienst in ihrer Muttersprache halten. Die Kirche zur Dreifaltigkeit ist mit Ausnahme der deutschen Hofkapelle die Mutter der übrigen drei oder vier protestantisch deutschen Kirchen in London.

Der deutsche Kaufmann lebt nun dort nach wie vor, freilich nicht mehr auf dem Stahlhofe; oft steht er in der Blüthe seines Geschäfts ganz dem Einheimischen, in einzelnen Beispielen sogar den höchsten glänzendsten Erscheinungen gleich. Aller mittelalterliche Zwang ist dahin, freie Concurrenz steht auch dem Fremdlinge offen. Es ist ein schönes Zeichen, daß darum auch der Gemeinsinn und die Erinnerung an die gemeinsame Heimath nicht verschwunden sind, wenn wir seit einigen Jahren, hauptsächlich auch durch freiwillige Beiträge der deutschen Kaufleute in London, dort ein vortrefflich geleitetes deutsches Hospital aufblühen und die ungetheilte Aufmerksamkeit der Engländer erregen sehen, wo bei der Aufnahme eines Kranken nur eins von ihm gefordert wird, nämlich daß er unsre Muttersprache rede.

Aus dem [Bremer Sonntagsblatt](#) von 1856.

Reinhold Pauli; * 25. Mai 1823 in Berlin; † 3. Juni 1882 in Bremen; war ein deutscher Historiker, der sich vor allem mit der englischen Geschichte befasste.

Im Sommer 1855 verließ er England, wo er Belehrung und Freunde fürs Leben gewonnen hatte, und begann seine akademische Laufbahn als Privatdocent in Bonn, wo er den oben vorgestellten Vortrag hielt, las in Bonn aber nur zwei Semester.

SEEFÄHRERS ZEITLOSER MORDSSPASS



NEUJAHRSANSPRACHE DER BUNDESKANZLERIN

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, 2013 wird ein Jahr vieler 50. Jahrestage. Vor 50 Jahren wurde der Silvester-Klassiker *Dinner for One* in Hamburg aufgezeichnet. Es fand der erste Spieltag der Fußball-Bundesliga statt. Der deutsche Erfinder und Fernsehponier *Walter Bruch* stellte sein Farbfernsehverfahren PAL vor. Vor 50 Jahren war es auch, als der amerikanische Präsident *John F. Kennedy* im durch die Mauer geteilten Berlin seine legendären Worte sagte:

Ich bin ein Berliner.

Im selben Jahr unterschrieben Frankreich und Deutschland, *Charles de Gaulle* und *Konrad Adenauer*, den Elysée-Vertrag. Sie bekräftigten damit den Wunsch beider Völker, sich nach zwei furchtbaren Weltkriegen zu versöhnen.

Am Anfang sind es oft nur wenige, die voraus gehen, einen Stein ins Rollen bringen und Veränderung möglich machen. *Wer Mut zeigt, macht Mut.* – dieser Satz des Sozialreformers *Adolph Kolping* bringt das auf den Punkt.

Auch heute gibt es in unserem Land viele Mutige und Hilfsbereite. Ein junger Teilnehmer meines Bürgerdialogs in Heidelberg erzählte mir, dass ein Spieler aus seinem Fußballteam die Schule abbrechen wollte. Daraufhin ging er zu seinem Trainer und bat ihn, das ganze Team zusammenzurufen, damit jeder erzählen konnte, warum es gut ist, in die Schule zu gehen. Das taten sie beim nächsten Training, und das hat gewirkt. Der Mitspieler brach die Schule nicht ab.

Das ist nur eine von vielen Geschichten, die überhaupt nicht spektakulär, aber dennoch bezeichnend für unseren Zusammenhalt sind.

Es sind Freunde und Nachbarn, die Initiative ergreifen oder einen Missstand beheben. Es sind die Familien, die sich Tag für Tag liebevoll um ihre Kinder und um ihre Angehörigen kümmern. Es sind Gewerkschafter und Unternehmer, die gemeinsam für die Sicherheit der Arbeitsplätze arbeiten.

Sie und viele mehr machen unsere Gesell-

schaft menschlich und erfolgreich. So wurde es möglich, dass wir in diesem Jahr die niedrigste Arbeitslosigkeit und die höchste Beschäftigung seit der Wiedervereinigung hatten.

Das bedeutet für viele hunderttausend Familien, eine sichere Zukunft zu haben und Anerkennung zu erfahren.

Und das bedeutet für unsere jungen Menschen die Sicherheit, eine Ausbildung, einen Arbeitsplatz und damit einen guten Start ins Leben zu haben.

Dennoch weiß ich, dass viele natürlich auch mit Sorgen in das neue Jahr gehen. Und tatsächlich wird das wirtschaftliche Umfeld nächstes Jahr nicht einfacher, sondern schwieriger. Das sollte uns jedoch nicht mutlos werden lassen, sondern – im Gegenteil – Ansporn sein.

Dazu möchte ich Ihnen von zwei kleinen medizinischen Wundern erzählen: Ich habe vor kurzem einen 10-jährigen Jungen kennengelernt, der fast taub zur Welt kam. Dann erhielt er ein hochmodernes Implantat. Heute kann er Musik hören und ohne Probleme die Schule besuchen. Ich bin auch einer jungen Frau begegnet, die seit drei Jahren mit einer mitwachsenden Herzklappenprothese lebt. Damit kann sie Sport machen und ein normales Leben führen.

Das sind kleine medizinische Wunder. Sie sind der Erfolg unserer Forscher. Für den Jungen und die Frau bedeutet Forschung sein Hören und ihren Herzschlag. Es bedeutet Alltag und Lebensqualität.

Für unser Land bedeutet Forschung Arbeitsplätze. Wenn wir etwas können, was andere nicht können, dann erhalten und schaffen wir Wohlstand.

Deshalb investieren wir so viel wie nie zuvor in Bildung und Forschung. Deshalb bauen wir Deutschland zu einem der modernsten Energiestandorte der Welt um. Deshalb bereiten wir unser Land auf den demografischen Wandel vor, und deshalb bringen wir die Staatsfinanzen in Ordnung. Diese Ziele leiten uns auch 2013.

Wir brauchen für unseren Wohlstand und unseren Zusammenhalt die richtige Balance. Wir brauchen die Bereitschaft zur Leistung und soziale Sicherheit für alle.

Wie wichtig diese Balance ist, das zeigt uns auch die europäische Staatsschuldenkrise. Die Reformen, die wir beschlossen haben, beginnen zu wirken. Dennoch brauchen wir weiterhin viel Geduld. Die Krise ist noch längst nicht überwunden.

Und auch international muss noch mehr getan werden, um die Finanzmärkte besser zu überwachen. Die Welt hat die Lektion der verheerenden Finanzkrise von 2008 noch nicht ausreichend gelernt. Doch nie wieder darf sich eine solche Verantwortungslosigkeit wie damals durch-

setzen. In der sozialen Marktwirtschaft ist der Staat der Hüter der Ordnung, darauf müssen die Menschen vertrauen können.

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, denken wir gerade in dieser Stunde auch an die, die für unsere Sicherheit sorgen, hierzulande und fern der Heimat.

Es sind unsere Soldatinnen und Soldaten, Polizistinnen und Polizisten und zivilen Helfer, die unter großen persönlichen Opfern ihren Dienst für uns tun. Ich weiß von meinen Gesprächen mit ihnen, wie viel es ihnen bedeutet, wenn wir zu Hause an sie denken. Ihnen möchte ich heute Abend besonders danken.

Zuversicht für das kommende Jahr kann sich auch aus einem Satz des griechischen Philosophen *Demokrit* speisen. Er hat gesagt: *Mut steht am Anfang des Handelns, Glück am Ende.*

Lassen Sie uns in diesem Sinne auch 2013 gemeinsam diejenigen tragen, die es schwer haben, die einsam oder krank sind oder die Trost brauchen.

Lassen Sie uns gemeinsam auch das neue Jahr zu einem Jahr machen, in dem wir einmal mehr unsere größten Stärken unter Beweis stellen: unseren Zusammenhalt, unsere Fähigkeit zu immer neuen Ideen, die uns wirtschaftliche Kraft gibt. Dann bleibt Deutschland auch in Zukunft menschlich und erfolgreich.

Und so wünsche ich Ihnen und Ihren Familien ein gesundes, erfülltes und frohes neues Jahr 2013 und Gottes Segen.

Anmerkung: Das Wort Neujahrsansprache löst bei den meisten von uns Seefahrern wohl nur gelangweiltes Gähnen und maßloses Desinteresse aus. Auch erscheint das ganze wie: *The same procedure as every year*; eben, wie im voranstehenden Artikel schon erwähnt, vor gut 50 Jahren im *Dinner for One*, in Hamburg aufgezeichnet und zu jedem Silvester auf allen Kanälen rauf und runter wiederholt. Diesmal soll und wird jedoch alles völlig anders werden – nehme ich mal an; nicht mit *Dinner for One* aber mit der Neujahrsansprache. Der plietsche Seefahrer hat es gemerkt, der voranstehende Text war die Ansprache unserer Bundeskanzlerin zum Jahreswechsel 2012/2013, die hier notgedrungen wiederholt wird, um des Seefahrers Aufmerksamkeit auf neue bevorstehende Neujahrsansprache, die zum Jahreswechsel 2013/2014, zu lenken, das Neue darin bemerken zu können, oder gegebenenfalls auch den Klamauk, der dem Motto: *The same procedure as every year*; zugrunde liegt, wiederzuerkennen. Also nur Mut, das macht ja bekanntlich Mut und der steht bekanntlich am Anfang allen Handelns.

(Ein Hilfsdienst eurer Redaktion)

WINDE WEHEN, SCHIFFLEIN GEHEN

entlang den riesigen Regenwäldern Amazoniens und des Kongos, die einen großen Teil unserer Sauerstoffversorgung bewirken. Wahrscheinlich sind sie auch an der globalen Wettermaschine beteiligt, indem sie Wind und Wasser emsig rund um den Globus Erde pumpen.

1900 säumte noch ein breites grünes Band artenreichen Regenwaldes die westafrikanische Küste von Guinea bis Ghana. Heute sind gerade mal 20% davon als Flickenteppich übrig. Plantagen, Felder oder Ödland bestimmen dort nun die Szene.

Offensichtlich verstärkte die Abholzung die Trockenheit im angrenzenden Hinterland und verschärfte damit die Dürre im Sahel, einem ohnehin von geringen Niederschlägen und Wüstenbildung geprägten Landstrich südlich der Sahara. Obwohl sommerliche Monsunwinde immer noch viel Feuchtigkeit aus dem Atlantik nach Westafrika schaufeln, die im hunderte Kilometer breiten Küstengürtel ausfällt, fehlen dort nun die Wälder, die den Regen wieder ausdünsten, neue Wolken bilden und den Wind erzeugen, der das kostbare Nass weiter landeinwärts trägt. Dieser Wasserkreislauf scheint aber nur ein Ausschnitt eines viel größeren meteorologischen Phänomens zu sein, wenn die These der beiden russischen Klimatologen *Victor Gorshkov* und *Anastassia Makarieva* vom Institut für Nuklearphysik in Sankt Petersburg sich bewahrheitet.

Die etablierte Lehrmeinung der Meteorologie besagt, dass Winde wehen, um räumliche Luftdruckdifferenzen auszugleichen, die durch Temperaturunterschiede entstehen. Doch die beiden russischen Physiker *Makarieva* und *Gorshkov* vertreten eine andere Theorie: *Wir wissen, dass Wälder Wasser ausdünsten. Deshalb ist die Luft über den Waldgebieten feuchter. Und wenn diese Feuchtigkeit in den Wolken kondensiert, fällt dort der Luftdruck. Es entsteht ein Gebiet mit geringerem Luftdruck über dem Wald, so dass Luft aus den benachbarten Gebieten einfließt. Die Wälder erzeugen also selbst ein Tiefdruckgebiet und ziehen somit feuchte Luftmassen aus der Umgebung an, einschließlich der Ozeane.*

Kondensiert das von baumreicher Vegetation ausgedünstete Wasser, dann sinkt der Druck und es entsteht ein Tief. Da Wälder mehr Wasserdampf freisetzen als Ozeane, entsteht ein Druckgefälle vom Meer zum Land, was den Feuchtigkeitnachschieb garantiert. Die **biotische Pumpe**, wie die beiden Meteorologen ihr Modell nennen, gerät ins Stocken und erliegt im Extremfall, wenn trockene Luft einfließt oder die Wälder abgeholzt werden.

Der Seefahrer erinnert sich an die lustigen Momente in seinem Physikunterricht, als ihm der normale Luftdruck demonstriert wurde. Dazu wurde in einer Blechdose Luft mit heißem Wasserdampf gemischt und die Dose mit einem Druckdeckel verschlossen. Kurze Zeit darauf implodierte die Dose mit lautem Knall. Die Feuchtigkeit in der Dose war kondensiert, und der von ihr freigegebene Raum führte zu einem Druckabfall im Inneren, so dass der auf der Dose lastende normale Luftdruck sie spielend zusammen drücken konnte.

Anastassia Makarieva ist überzeugt, dass natürliche Wälder sich ihr eigenes Wetter machen und dabei selbst für den Regennachschieb sorgen, den sie brauchen. Ihrer Ansicht nach wirkt die **biotische Pumpe** so stark, dass intakte Wälder für das globale Klima eine wichtige Rolle spielen:

*Die Bedeutung der Wälder für das Klima wird völlig unterschätzt. Bisher werden sie in der Klimaforschung nur als Speicher für Kohlenstoff gesehen. Wir sagen aber, dass die Wälder den regionalen Wasserkreislauf kontrollieren und auch über große Entfernungen das Wetter rund um den Globus beeinflussen. Nur so lässt sich erklären, dass es im Inneren des Kongos oder Westamazoniens genauso viel oder sogar mehr regnet als in Küstennähe. Auch sind alle beobachteten Windgeschwindigkeiten in Einklang zu bringen, auch Hurrikane oder Tornados. Alles zusammen sei die *Evapotranspiration*, die von Pflanzen gesteuerte Verdunstung, und nicht die Temperaturdifferenz der Hauptmotor der planetaren Zirkulation. Folgt man dieser Theorie, so treibt die Zerstörung der Wälder den Klimawandel stark mit an. Die meisten Klimaforscher sehen aber im Anstieg des CO₂-Gehaltes der Atmosphäre den Hauptschuldigen.*

Wen wundert es da, dass *Anastassia Makarieva* seit 2007, als sie ihre Theorie zum ersten Mal öffentlich machen konnte, immer wieder heftige Kritik und Spott entgegen schlägt. Doch zu ihrer Verteidigung führt sie nicht Glaubenssätze, sondern durchdachte Formeln an. Manche Forscher können ihren berechneten Argumenten durchaus etwas abgewinnen. Der Hydrologe *Hubert Savenije* von der TU Delft ist der Herausgeber des Magazins *Hydrology and Earth System Sciences*. Er war als erster bereit, die ungewöhnlichen Ideen auch abzudrucken: *Die physikalische Begründung ist schlüssig. Es ist ein interessanter Forschungsbeitrag. Ob Makarieva nun Recht hat oder nicht, ihre Begründung ist solide, also sollte man das auch offen diskutieren.*

Viele Meteorologen und Klimaforscher lehnen es grundlegend ab, sich mit scheinbar abseitigen Theorien wie **bioti-**

schen Pumpen als Wettermacher auseinanderzusetzen. Sie argumentieren, dass die Wetter- und Klimamodelle, mit denen sie arbeiten, das Geschehen in der Atmosphäre ziemlich gut abbilden können, und das auch ohne spezielle Formeln für den Einfluss der Wälder. *Anastassia Makarieva* sieht aber genau darin den springenden Punkt: *Ich denke, diese modell-hörige Denkweise ist das Hauptproblem. Weil Modelle dazu gebracht werden können, alles zu erklären, indem man die notwendigen Parameter entsprechend anpasst, glauben viele Forscher heute, dass damit alles auch schon erklärt ist.*

Hubert Savenije: In den Klimamodellen gibt es keine Wolken, beziehungsweise nur sogenannte parametrisierte Wolken. Sie zeigen nur das durchschnittliche Verhalten von Wolken. Makarieva hingegen beschreibt mit Formeln, wie Wolken entstehen und wie dieser Prozess das Heranführen von Feuchtigkeit in der Atmosphäre beeinflusst. Das ist so bisher nicht in den Modellen enthalten.

Lange hat *Anastassia Makarieva* vergeblich versucht, einen Beitrag über ihre Theorie auch in einem bei Klimaforschern angesehenen Fachjournal unterzubringen. Kürzlich konnte sie erstmals einen Erfolg verbuchen. Das Magazin [Atmospheric Chemistry and Physics](#) veröffentlichte ihre Studie. Zuvor hatten allerdings Gutachter zwei Jahre lang darüber gestritten, ob es angemessen sei, ihr überhaupt diesen Raum zu geben. Am Ende entschieden sich die Herausgeber dafür - mit einer ungewöhnlichen Ergänzung: In einem Kommentar merkten sie an, dass sie angesichts der vielen Kritik an der Studie diese nach den bisher üblichen Regeln hätten zurückweisen müssen. Doch sie selbst seien nicht überzeugt davon, dass die neue Sichtweise falsch ist. Die Veröffentlichung solle den wissenschaftlichen Diskurs über die kontroverse Theorie fördern. Ein solches Vorgehen ist ein bemerkenswertes Novum für die ansonsten als eher konservativ geltende Gemeinde der Klimaforscher.



Victor Gorshkov, Anastassia Makarieva

Quellen: [Where do winds come from?](#)
ZEIT ONLINE; [Deutschlandfunk](#);

VEREINSMITTEILUNGEN & SEEPOST



GEGEN DIE „FÜHRUNG“

Auch im 18. Jahrhundert gründete der Brauch der Seefahrer nicht nur in Tradition, sondern zugleich in beruflichen Kompetenzen und in konkreten materiellen Beziehungen, anders ausgedrückt: in der kollektiven Fähigkeit zur Steuermannskunst und in der Führung. Während Seemannschaft und Steuermannskunst den Beginn der modernen Schifffahrt überdauernden, war der Führung in der überseeischen Fahrt ein rasches Ende beschieden. Als „Führung“ (voringe) war seit dem Mittelalter das Recht der Seeleute bezeichnet worden, einen bestimmten Anteil des Laderaumes im Schiff in Anspruch nehmen zu dürfen, um Güter zu transportieren, die sie auf eigene Rechnung in einem fremden Hafen gekauft hatten und zuhause losschlagen wollten. Die Obrigkeiten gestatteten den zollfreien Import der Führung.

Von Anfang an handelte es sich bei der Führung um die Chance auf einen Zusatzverdienst. Sie stand Männern zu, die Heuer bezogen. Schiffer, deren Recht zur Befrachtung sich nicht aus ihrem Anteil am Eigentum des Schiffes ergab, besaßen ebenfalls das Recht der Führung. An Bord eines Schiffes waren neben den Kaufmannsgütern also regelmäßig auch Güter der Seeleute. Diese sollten nicht mehr - aber auch nicht weniger - sorgsam befördert werden als die Waren der abwesenden Befrachter. In Schiffsrechten des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in denen das Gewohnheitsrecht verzeichnet ist, findet sich deshalb eine regelrechte Kasuistik zum Ausgleich der Interessen zwischen Seeleuten und anderen Befrachtern, wie er etwa notwendig wurde, wenn Seeräuber sich (eines Teils) der Güter bemächtigt oder Unglücksfälle zur Beschädigung und zum Verlust von Waren geführt hatten. Auch vor dem 18. Jahrhundert hatten Seeleute von ihrem Recht auf Führung nicht immer Gebrauch gemacht, und in manchen Hafenplätzen war es üblich gewesen, daß nur bei Rückreisen von ganz bestimmten Zielorten Führung eingeladen wurde. In der Regel handelten Seeleute mit den gleichen Waren, die auch

von den Schiffen eingekauft wurden. Aber schon 1573 machten Emdener Seeleute, deren Schiff auf dem Rückweg von Lissabon ausgeraubt worden war, nicht nur den Verlust von Salz und damit einer Ware, die auch der Schiffer eingekauft hatte — geltend, sondern sie gaben auch an, sie hätten Kisten mit Apfelsinen, getrockneten Früchten, Zucker, Essig und Öl geführt.

Bei der Führung der Seeleute handelte es sich um den Einbruch eines anderen Standes in die Privilegien der örtlichen Kaufleute. Das mußte zwar hingenommen werden, weil die Seeleute nicht nur eine jahrhundertelange Tradition des Handelns, sondern auch die faktische Verfügung über die Schiffe auf ihrer Seite hatten, doch versuchten Kaufleute, diese Konkurrenz zumindest in Grenzen zu halten. So wurde beispielsweise in Stralsund während des 17. und des 18. Jahrhunderts mehrfach - folglich also nicht sehr erfolgreich - die Liegezeit fremder Schiffe, deren Volk und Schiffer vom Schiff aus Waren verkauften, auf vierzehn Tage begrenzt. Aus diesen Verordnungen geht nebenbei auch hervor, daß die Beschränkung der Führung auf die Heimreise, die sowohl im Recht der Hanse als auch im Schwedischen Seerecht verankert war, faktisch nicht eingehalten wurde. Aber auch der formell zugestandene Umfang der Führung wurde regelmäßig überschritten. Für diese Übertretung bürgerte sich in den Hafenstädten an der Ostsee die Bezeichnung „kleiner Handel“ ein. Besonders ausgiebig, aber beileibe nicht ausschließlich, praktizierten ihn Schiffer, die Teileigentum an dem von ihnen geführten Schiff besaßen. War ein solches Schiff durch Kaufmannsgüter und Führung nicht voll beladen, so nutzten die Schiffer den verbleibenden Frachtraum. Nach Belieben gestatteten sie auch dem Volk zusätzliche Fracht. Im Hafen angekommen, wurde nicht nur die Führung, sondern es wurden auch die Güter des kleinen Handels aus dem Schiff heraus verkauft, der besseren Preise wegen nach Möglichkeit an die Endverbraucher, notfalls aber auch en gros an die Kaufleute. Zwar wiesen die Stralsunder Kaufleute 1786 darauf hin, daß sich bei den Akten ihrer Kompagnie ein Bescheid der Stadt Lübeck befände, demzufolge dort schon seit 1651 jeglicher Handel außer der Führung verboten sei. Tatsächlich aber beklagten sich Lübecker Schiffer im Jahre 1830, daß ihnen jetzt der kleine Handel genommen worden sei, an dem sie früher „vom Steuermann bis zum Jungen außer ihrer Hauer (Heuer) und Führung mehr verdient haben.“

In Stralsund war den Seeleuten zwar 1671 — nach einer zwei Jahrzehnte andauern-

den Auseinandersetzung - in einem Schiedsspruch der Schwedischen Krone zugestanden worden, daß sie während der Löschzeit auch Güter außer ihrer Führung vom Schiff aus an Einheimische und Fremde verkaufen durften und daß sie die während des Löschens nicht losgeschlagenen Waren mit in ihre Häuser nehmen und von dort aus weiter anbieten konnten. Aber in dem 1667 erlassenen und 1670 erstmals auf Deutsch gedruckten Schwedischen Seerecht war nicht nur kein Anspruch auf kleinen Handel verankert, sondern es war sogar das Privileg der Führung in den Anspruch auf einen monetären Zuschlag zu der verdienten Heuer umgewandelt worden. Nichtsdestoweniger betrieben die Seeleute auch im Geltungsbereich des Schwedischen Seerechts weiterhin kleinen Handel. Verständlicherweise flammte der 1671 notdürftig - und erst nach Einschaltung der hohen Geistlichkeit - geschlichtete Konflikt hundert Jahre später noch einmal auf. Auch 1784 erklärten die Stralsunder Kaufleute, den Schiffen sei das Recht auf Handel als eine besondere Vergünstigung zugestanden worden *und privilegia sind bekanntlich restrictive zu erklären*. Die Kaufleute seien durchaus bereit, weiterhin zu dulden, daß die Schiffer *ihre Führung und daß sie/ jedoch auf dem Fall, daß sie von Kaufleuten nicht volle Fracht erhalten könnten/ auf ihr Part mitbringen*, vierzehn Tage aus dem Schiffe verkaufen. Derzeit aber verhielten sich die Schiffer, als ob sie privilegierte Kaufleute seien, die ihre Waren, um nicht Speicher bauen zu müssen, so lange aus den Schiffen verkauften, wie sie dies für nützlich erachteten. Das aber bedeute einen Übergriff auf Privilegien der Kaufmannschaft, der nicht hingenommen werden dürfe, da die Schiffer ja schon über ihre Privilegien als Schiffer verfügten. 1787 kam es also zu einer erneuten Schlichtung. Dieses Mal gelang sie dem Magistrat der Stadt ohne fremde Hilfe. Einheimischen sollte gestattet sein, sechs Wochen lang Salz und Kalk (die beiden wichtigsten Güter für Führung und kleinen Handel) aus dem Schiff zu verkaufen, davon aber nur vier Wochen lang en detail, die letzten beiden Wochen dann nur noch en gros. Für Auswärtige blieb es bei der Beschränkung auf vierzehn Tage. Wer nicht Schiffer und nicht privilegierter Kaufmann, wohl aber Partenreeder war, sollte an den ausnahmsweisen Begünstigungen der Schiffer kein Teil haben, seine Waren also nur der einheimischen Kaufmannschaft anbieten dürfen.

Diese Schlichtung betraf eine extralegale Praxis. Sie herrschte aber nicht nur im Hinblick auf den sogenannten kleinen Handel. Vielmehr war es auch gebräuch-

lich, daß Seeleute eine ihnen rechtlich zugestandene monetäre Abgeltung der Führung einsackten und trotzdem noch Waren beförderten. Im 10. Kapitel des Schwedischen Seerechts war festgelegt worden, daß *kein Schiffer, Steuermann, Bootsmann, oder anderer Schiffs-Bedienter, Kerl oder Junge, unterm Namen von freyer Führung einig Gut oder Kaufmanns-Waren in das Schiff, worauf er segelt, einschiffen (mag); thut er solches, ist selbiges Gut, und doppelt so viel als es werth ist verbrochen*. An Stelle der Führung, die allenfalls Schiffern mit ausdrücklicher Genehmigung noch zugestanden werden konnte, sollten alle Besatzungsmitglieder eine gestaffelte monetäre Beteiligung am Erlös für die Frachten zugesprochen erhalten. Daß die Realität anders aussah, schilderten die Stralsunder Kaufleute im Jahre 1728 dem Kämmerer der Stadt. Ihrer Auffassung nach konnte *von denen Schiffern nicht geläugnet werden, daß es ihnen gleich und ihren Bots Leuten für jede Weise ihre bedungene Heuer, und der, nach der See-Coutume ihnen zugebilligten Führung hiesiger observance nach, mit baarem Gelde bezahlet wird, dieselbe dennoch die Führung in natura mit nehmen, und also solche wieder alle billigkeit gedobbelt genießen. Zwar werden Sie hiegegen einwenden, daß Sie solche Führung in den Cabelraum oder achter unter legen und daher die rehdere an der Fracht keinen Schaden nehmen, weil beyde örter von denen Befrachtern nicht beladen werden, weil aber das Cabelraum für die geräthschaft, das achter unter hingegen für den proviant destiniret ist, und das Schiff sambt der Ladung bey entstehendem ungewitter leicht in unglück gerathen kann wenn wegen des beladenen Cabelraums nicht füglich zur geräthschaft zu kommen ist, der proviant auch leichtlich verderben kann, wenn das achter unter mit Korn beladen, so wird die abstellung dieser Beschwerde um so viel weniger Zweifel haben als denen Schiffern und Bootsleuten die Führung hiesiger observance nach, mit baarem Gelde bezahlet wird und sie solche nicht gedobbelt praetendiren koennen*.

Im übrigen, so fuhren die Stralsunder Kaufleute fort, könnten Schiffer für sich selbst bei den Befrachtern das Recht auf Führung in natura beantragen, sofern sie bereit seien, diese dem Commissionair der Befrachter im Zielhafen zum Vorkauf anzubieten.

Auch in Wismar galt an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert schwedisches Recht. Nichtsdestotrotz bestanden die dortigen Bootsleute 1801 weiterhin erfolgreich auf ihrer Führung in natura. Als die Kaufleute darum ersucht hatten, in

Zukunft den Schiffern die Entscheidung zuzugestehen, ob die Führung für eine bestimmte Reise durch einen Zuschlag zur Heuer abzugelten sei, beriefen sie sich auch nicht etwa auf das formal geltende Recht, sondern auf die *eingetretenen schweren Zeiten*.

Daß das Schwedische Seerecht bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die monetäre Abgeltung des Privilegs der Führung vorschrieb, darf also keineswegs als Auskunft über die realen Verhältnisse in der Schifffahrt jener Städte gelten, die damals diesem Recht unterstanden. Es wäre aber auch falsch, aus der Tatsache dieser obrigkeitlichen Vorschrift darauf zu schließen, es habe die Monetarisierung der Führung ganz allgemein im Interesse von Reedern gelegen und sei gegen die Seeleute durchgesetzt worden. So bekamen beispielsweise 1732 der Zimmermann Arend Meier und *Consorten* in Bremen gegen ihren Schiffer Recht, der ihnen zwar zugesagt hatte, für eine Reise nach Frankreich so viel an Führung zu geben *als andere kriegten*, anschließend aber einwandte, es sei nicht seine Schuld, wenn sie *nicht so viel als die Führung beliefe am Boort gebracht hätten*. Gegen ihn wurde entschieden, daß er *denen Klägern daß vor die Führung versprochene zu erledigen schuldig und gehalten sey*.

Auch andernorts mag mancher Schiffer es vorgezogen haben, Frachtraum zur Verfügung zu stellen und auf diese Weise die Schmälerung des ohnehin oft knappen Bargeldes zu vermeiden. Diese Vermutung wird auch dadurch gestützt, daß die Führung in natura vielerorts noch bis gut ins 19. Jahrhundert hinein ohne größere Konflikte zugestanden wurde. Die 1782 in Lübeck erlassene und mehrere Jahrzehnte gültige Musterrolle sah neben der *Hauer* (Heuer) ausdrücklich auch die Führung vor, und in der 1802 in Bremen erlassenen *Verordnung wegen Beförderung getreuer und wohlbehaltener Ueberbringung der Kaufmannsgüter zur See und auf der Weser* ist mehrfach von Gütern die Rede, die das Schiffsvolk im Ausland kauft und an Bord bringt. Auch in der gleichzeitig erlassenen Musterrolle für bremische Schiffe ist in mehreren Artikeln geregelt, daß der Schiffer das Recht und die Pflicht haben solle, zu kontrollieren, was die Mannschaft an Gütern ins Schiff brachte und was sie auslud.

Faktisch wurde die Möglichkeit, von diesem Privileg Gebrauch zu machen, allerdings zunehmend beschränkt. Mit der Verfügungsgewalt der Schiffer über die Dauer der Reise und der gleichzeitigen Verringerung der Vorschüsse auf die Heuer verloren Seeleute das nötige *Handelskapital* und die Möglichkeiten sicherer

Planung. Gleichzeitig beschränkten verkürzte Liegezeiten die Dauer des Landurlaubs und damit die Chance für etwaige eigene Geschäfte. Formal wurde das Privileg der Führung auf Fahrten in europäischen Gewässern jedoch erst im Zuge jener Revision der Rechtsverhältnisse beseitigt, die in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von den Regierungen nahezu aller seefahrenden *deutschen* Staaten vorgenommen wurde. Anders für Reisen nach Übersee. Von Anfang an war für diese Reisen die Führung ausgeschlossen worden. In den 1795 in Bremen erlassenen Schiffsordnungen für die Schiffe *DER INDIANER* und *VISURGIS* wurde festgelegt, daß *keinem an Bord, wer es auch sey, erlaubt ist, eigenen Handel für sich, und zu seinem Nutzen zu treiben* Ganz entsprechend hieß es im *Reglement für die Königlich Preußischen Seehandlungs Schiffe* mit ausdrücklichem Hinweis darauf, daß *die königlichen Seehandlungs-Schiffe nur hauptsächlich für längere Reisen außerhalb Europas bestimmt sind*", daß *„Keinem an Bord, wer es auch sey, erlaubt ist, eigenen Handel für sich und zu seinem Nutzen zu treiben, für sich erlaubte, oder Contrebandewaren einzukaufen, und zu verkaufen, noch Waaren, Güter, Gelder, Paquete und Briefe in Commission, oder zur Bestellung ohne Vorwissen des Capitains mitzunehmen, auch eben so wenig dergleichen für sich zurückzubringen ...* Diese Verbote trafen also auch die Schiffer. In Zukunft konnten zwar auch sie legal keinen privaten Handel mehr treiben, dafür wurden sie allerdings durch das sogenannte *Caplaken* entschädigt, durch eine anteilsmäßige Beteiligung an den verdienten Frachten. Die Höhe des Anteils variierte, betrug damals aber mindestens 10 Prozent und veranlaßte Schiffer, sich um möglichst günstige Frachten, kurze Liegezeiten und schnelle Reisen zu sorgen.

In Wismar war es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich, *Caplaken* und *Avarie ordinarie*, also den üblichen Verschleiß des Materials auf zusammen fünfzehn Prozent des Frachterlöses festzusetzen. Damit trugen einerseits Schiffer das Risiko des Materialverschleißes durch schlechtes Wetter, konnten andererseits ihren Verdienst aber dadurch erhöhen, daß sie für eine achtsame Behandlung der Ausrüstung Sorge trugen.

Die Verbote bewirkten nicht das Ende des privaten Handels, wohl aber die Kriminalisierung einer jahrhundertlang im Brauch verankerten Praxis. Allmählich bürgerte es sich ein, jegliche mitgeführte Handelsware, ob es sich nun um kriegswichtige oder von der Einfuhr ausgeschlossene Güter handelte oder nicht, als

Contrebande zu bezeichnen und damit der seit dem 17. Jahrhundert kriminalisierten „*Contrebanderei*“ zuzuschlagen.

Der Ausdruck stammt ursprünglich aus der Zeit der Kreuzzüge. Damals wurde allen Christen unter Androhung des päpstlichen Bannes untersagt, mit den *Heiden* einen Handel zu treiben, der ihren Widerstand stärken könnte. Die Venezianer ließen sich dadurch nicht abhalten, betrieben demzufolge als erste die Praxis der später sogenannten *Contrebanderey*. Sie galt als besonders verwerflich, weil die Entdeckung von *Contrebande* in einem fremden Hafen sehr häufig dazu führte, daß ein Schiff bis zur Bezahlung der entsprechenden Strafgehalte festgehalten wurde und folglich beträchtliche Kosten entstehen konnten.

Mit dem Privileg der Führung wurde Seeleuten mehr genommen als die Chance, ihren Verdienst aufzubessern. Denn das Ende der Führung bedeutete einen grundlegenden Wandel ihrer sozialen Stellung an Bord.

Solange auf Schiffen nicht nur *Kaufmannsgüter*, sondern auch Waren befördert worden waren, die Seeleute von Rechts wegen ins Schiff gebracht hatten, um später mit ihnen Handel zu treiben, hatte dem kollektiven Charakter ihrer Arbeit eine Beteiligung an der profitablen Nutzung des Schiffes entsprochen. Daß Seeleute diese Beteiligung für recht und billig erachteten, läßt sich leicht einsehen. Durch ihrer Hände Arbeit beförderten sie ja das Schiff nicht nur übers Meer, sondern machten es sich — unabhängig von den an Land bestehenden Rechtsverhältnissen — Tag für Tag aufs Neue zu eigen. Seefahrende, welcher Führung sich auch im 18. Jahrhundert noch auf die halbe Heuer belaufen konnte, waren keine Untertanen der Schiffer gewesen, keine Knechte, wie alle, die auf Flußkähnen dienten. Sie hatten sich zum Dienst für einen Schiffer verpflichtet und waren deshalb *verbunden*, an der gemeinschaftlichen Beförderung des Schiffes und der Ladung durch die Anwendung ihrer im Laufe der Jahre erworbenen Fähigkeiten und ihres durch andere erfahrenen Wissens mitzuwirken. Solange der Brauch galt, standen sich Schiffsvolk und Schiffer nicht als Befehlshaber und Untergebene gegenüber, sondern als die Eigner unterschiedlicher Rechte. Mit dem Wegfall der Führung begann die Umwandlung dieser sozialen Beziehungen an Bord in die Arbeitsverhältnisse abhängig Beschäftigter.

Quelle: *Vom Wind zum Dampf*⁶, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster, 1996, Prof. *Heide Gerstenberger* (*1940) und *Ulrich Welke*, (*1951) Seite 20 ff.

WIRTSCHAFTSKRISE LEICHT VERSTÄNDLICH

Heidi besitzt eine kleine gemütliche Bar in der Innenstadt. Um den Umsatz zu steigern, beschließt sie, die Getränke ihrer Stammkundschaft, das sind überwiegend Alkoholiker ohne Einkommen, *auf den Deckel zu nehmen*, ihnen also Kredit zu gewähren. Das spricht sich schnell herum und immer mehr Kundschaft desselben Segments drängt sich in Heidis Bar.

Da die Kunden sich um die Bezahlung vorerst keine Sorgen machen müssen, erhöht Heidi die Preise für Wein und Bier, den meist konsumierten Getränken, und erhöht damit massiv ihren Umsatz.

Eberhard, der junge dynamische Kundenberater der lokalen Bank, bemerkt Heidis Erfolg und bietet ihr zur Liquiditätssicherung eine unbegrenzte Kreditlinie an.



Um die Deckung macht er sich keine Sorgen, er hat ja die Schulden der Trinker, die Bierdeckel als Deckung (Bild oben). Zur Refinanzierung transformieren nun *top* ausgebildete Investmentbanker die Bierdeckel in verbrieft Schuldverschreibungen mit den Bezeichnungen *SUFFBOND*, *ALKBOND* und *KOTZBOND*. Die Papiere laufen unter der Bezeichnung *SPA* (*S*uper *P*rima *A*nleihen) und werden bei einer usbekischen Online-Versicherung per e-mail abgesichert. Daraufhin werden sie von mehreren Rating-Agenturen - gegen lebenslanges Freibier in Heidis Bar - mit ausgezeichneten Bewertungen bedacht.

Niemand versteht zwar, was die Abkürzungen dieser Produkte bedeuten oder was genau diese Papiere beinhalten, aber dank steigender Kurse und hoher Renditen werden diese Konstrukte ein absoluter Renner für institutionelle Investoren. Die Vorstände und Investmentspezialisten der Bank gönnen sich Boni im dreistelligen Millionenbereich.

Eines Tages und obwohl die Kurse immer noch steigen, stellt der Risk-Manager *Borislaf*, inzwischen mit der Begründung: *er war zu negativ*, selbstverständlich entlassen fest, dass man die Schulden der Alkis von Heidis Bar langsam einfordern sollte.

Überraschenderweise können diese die Schulden, von denen viele inzwischen ein Vielfaches ihres Jahreseinkommen betragen, nicht bezahlen, und es erfolgt so gut wie keine Tilgung. Heidi kann ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen und macht Konkurs. *SUFFBOND* und *ALKBOND* verlieren 95%. *KOTZBOND* stabilisiert sich bei einem Verlust von 80%.

Die Lieferanten hatten Heidis Bar längere Zahlungsfristen gewährt und zudem auch in die Papiere investiert. Der Weinlieferant geht Konkurs, der Bierlieferant wird von einem Konkurrenten übernommen, die Bank durch Steuergelder gerettet. Die zu letzterem notwendigen Summen werden in einer Umlage von den Steuerzahlern erhoben - ein vorläufiger *März*-Entwurf wurde verworfen. Das Muster des Abgabenformularkonzepts, erhalten in unserem Archiv, wird hier im folgenden Bild gezeigt. Ach ja, der Bankvorstand verzichtet noch großzügig auf den Bonus für das gerade abgelaufene Geschäftsjahr.

Turmstüberls
Bierdeckel Steuererklärung
Steuererklärung 20__

Steuernummer: _____

Vorname: _____ Nachname: _____

Geburtsdatum: _____ Konfession: _____

Steuerklasse: I II III IV V

Anzahl Kinder: _____ Kindergeld: _____ €

Einkünfte aus nichtselbständiger Arbeit: _____ €

Bruttoarbeitslohn: _____ € Werbungskosten: _____ €

Vorsorgeaufwendungen:

Kranken-/ Pflegevers.: _____ €

Gesetzliche Rentenversicherung: _____ €

(AG-Anteil) _____ € (AN-Anteil) _____ €

Sozialversicherungsbeiträge:

(AG-Anteil) _____ € (AN-Anteil) _____ €

Kirchensteuer: _____ € Spenden: _____ €

Haushaltsnahe Dienstleistungen: _____ €

Außergewöhnliche Belastungen: _____ €

Abzugsfähige Bewirtungsaufwendungen in Cafes u. Gaststätten: _____ €

Datum/Unterschrift: _____

So in etwa kann sich eine Wirtschaftskrise entwickeln. Wir hoffen, dass jetzt auch jeder Seefahrer nachempfinden kann, warum wir uns in der derzeitigen finanziell schwierigen Lage befinden.

Übrigens, ähnliche Wirtschaftskonzepte sollten offensichtlich einst auch in Danzig eingeführt werden, wie der blanko Schuldschein (Bild unten), der der Redaktion von Unbekannten zugespielt wurde, zweifelsfrei belegt.



VEREIN DANZIGER SEESCHIFFER E.V., SITZ HAMBURG

Sehr geehrte, liebe Danziger Seeschiffer!

Die Ausgabe des nächsten DANZIGER SEESCHIFF's steht bevor und ich möchte Sie gerne über einige anstehende Aktivitäten in unserm Verein der „Danziger Seeschiffer“ informieren.

Unser Jahresausflug hat uns in diesem Jahr wieder in den Hamburger Hafen geführt. Wir haben uns am 12. 10. am Museum für Hamburgische Geschichte getroffen und uns in einer besonderen Führung die Entwicklung des Hamburger Hafens seit der Zeit der „Hammaburg“ bis heute erläutern lassen. Die Museumsführerin hat uns sehr kompetent speziell zu den entsprechenden Abteilungen geführt, um andere, nicht zum Thema gehörige Ausstellungspassagen herum (das Museum ist ja zu ausgedehnt, um alle Räume an einem Vormittag zu besichtigen) und hat an Modellen, Fotos, Dias und digitalen Schaubildern das Gesicht des Hamburger Hafens über die Jahrhunderte sehr lebhaft und interessant dargestellt.

Nach 1½ Stunden ging es per Bus und Fähre über die Elbe zum Gasthaus „Finkenwerder Landungsbrücke“ zu einem Mittagessen und anschließend zu Fuß (ca. 5 min) zur Lotsenstation, wo uns Kamerad Herr Kpt. Römer als ehemaliger Hafenlotse in kompetentester Form den modernen Hafenbetrieb und das Lotsenwesen auf der Elbe und im Hafen erklärte. Man merkte bei seinem Vortrag, mit welcher Begeisterung Herr Kpt. Römer seinen Beruf ausgeübt hat und wie gerne er trotz Erreichen der gesetzlichen Altersgrenze weiter „gelotst“ hätte.

Ursprünglich hatten wir den Ausflug mit dem Lübecker VDKS geplant, der dieses Jahr die Federführung übernehmen wollte. Aber wie das manchmal so ist, dort kam man nicht so richtig zu Potte und so haben wir das Programm dann mit „heißer Nadel“ eilig zusammengestellt, ohne die sonst übliche langfristige Vorbereitung; wegen der Räumlichkeiten im Lotsengebäude hatten wir die Besucherzahl begrenzen müssen, von den Angemeldeten fielen letztlich noch vier durch Krankheit aus. Wir waren mit „Danziger Seeschiffern“ und etlichen Damen insgesamt 16 Personen, für die Führungen die richtige Anzahl; es war wieder ein schöner, interessanter Jahresausflug. Unserem Kameraden Herrn Kapitän Römer sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

Am Totensonntag, 24.11. 2013, 13 Uhr findet wieder die alljährliche Veranstaltung zu Ehren der auf See gebliebenen Seeleute an der Madonna am Fischmarkt statt. Wir „Danziger Seeschiffer“ werden

wieder mit einer Delegation, die gar nicht groß genug sein kann und einem Kranz vertreten sein.

Folgende Termine bitte ich zu notieren:
Jahreshauptversammlung 2014 am 1. Feb.
Schaffermahl 2014 am 1. März.
Beide Veranstaltungen wieder im Hotel Reichshof in Hamburg, am Hauptbahnhof. Zu beiden Veranstaltungen wird mit den entsprechenden Uhrzeiten noch gesondert eingeladen. Die Jahreshauptversammlung ist 2014 besonders wichtig, da turnusgemäß die Wahl des gesamten Vorstandes ansteht, da eine „Legislaturperiode“ vorbei ist. Wir bitten ganz dringlich um Vorschläge und auch um Bereitschaft zur Mitarbeit an der Vorstandsarbeit. Es gilt die ganz einfache Formel: ohne Vollständigkeit kann der Vorstand nicht richtig arbeiten, und ohne Vorstand kann kein Verein bestehen! Z.Z. haben wir keinen hauptamtlichen Schriftführer, das macht sich jetzt schon negativ bemerkbar und dieser Zustand sollte auf keinen Fall andauern! Nach der Veranstaltung an der „Madonna der Seefahrt“ beginnt dann schon wieder die Adventszeit mit all den Festtagen und dann naht unaufhaltsam das Neue Jahr 2014!

Ich wünsche Ihnen eine ruhigere Zeit, als Tief „Christian“ uns beschert hat und alles Gute für die letzten Monate des Jahres 2013.

Mit freundlichen Grüßen und besten Wünschen

Ihr Bernd Burow
Celle, den 31.10. 2013

Wir trauern um einen Kameraden

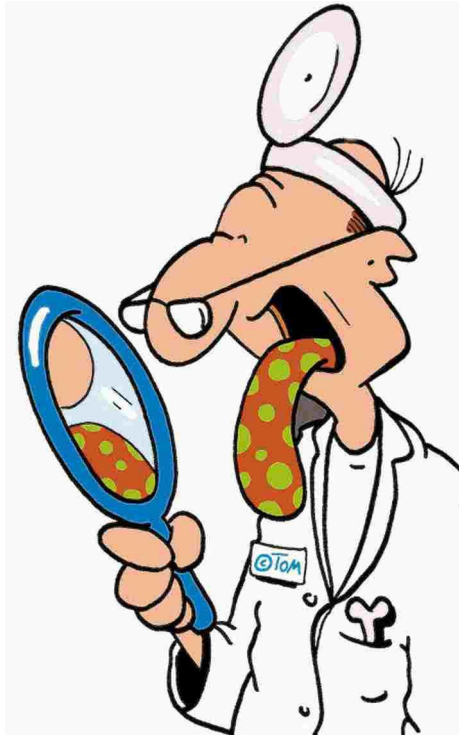


Nachdem wir längere Zeit von unserem Kameraden Willy H. Follert nichts gehört hatten, erkundigte wir uns bei seiner Schwiegertochter, Sonia Follert, und erfuhren, dass Willy am 16. September 2013 im Krankenhaus Winsen/Luhe im Alter von 86 Jahren gestorben ist. Wir werden ihn in guter Erinnerung behalten.

PAUL BENEKE AN DIE BESATZUNG DES PETER VON DANZIG

Im Jahre 1468 hat der englische König zum Schlag gegen die Hanse ausgeholt, was nicht unerwidert bleibt. 1472, dieweil das Schiffsvolk (des PETER VON DANZIG) sieht, daß die Welschen an Geschütz und Zahl überlegen sind, wird es zaghaftig und weicht zurück. Da hebt Paul Beneke in gar zornigem Mut zu seinen Preußen an und spricht:

Och, Ghessellen / wath do wy nu? wath wyl hyr uth werden? wo wille unde kane wy duth voranth werden? Nu wolde yck doch / dath yck duffen Dach nycht affgeleueth / dath yck myth mynen Oghen moeth ansen / dath sso mennych erlyker dudisker Krygesman unde Schipman vor den Walen vorsageth de Fflucht nymth Wath hebbe wy doch vor Orsake? wath maketh uns sso vorsageth? were uns nycht erlyker / dath wy alle vor unssen Vyenden um unsses Vaterlandes Vryheyth ghestortheth unde thor Stede ghebleuen / alsse dath wy de Schande unsse Leuelanck schalen dragen / dath uns ock de Kyndere myth Ffyngeren anwyssen unde naseryen: Dath syn / de synck van den Walen hebben lathen yaghen! Ghedenth doch / welck enen Moeth unsse Vyende / de Engelsche / werden thugen / dath sse alle Tydt wynnen unde wy verloren · Wo mennychen fframen dudisken Copman unde Schyppman werde wy umme Lyss unde Gudt brynghen · Och/hedde wy uns des Speles nycht vorghenamen: Were vele bether / wy hedden yo es ghude Mathe ghehath / dath uns de Walend ere Leue lanck vor de Ogen nycht ghekrege hedden · Hebbe ych nycht tho yuw tho varen ghesproken: Broder / dar were wol ene ghode Buthe vorhanden / aerst sse wyl Arbeyth kosten · Welde ghy alle alsse ych Ernst bewysen / sse schold uns nycht enstan · Aerst vnuorscgrockken Herthe unde Ffusste wyllen dar tho horen · De Galejde ys groth / dar tho eyn unshuselyck Best anthosende / des ghy nycht ghewanen syn / vele Ffolcke unde Gheschutthe thotherusteth · Aerst yd syn Walen unde nene Dudiske · Sso wy aerst unssen Voruederen na myth Herthen unde Ffssten wolden Dudisken syn / sso scholde uns de Buthe nycht enstan unde unsse Leuedaghe uns gudt doen · Do repe ghy alle: Ich scholde anders an yuw nycht vynden / den dath dudisken Menneren wol anstende · Och grothe Goth / nu moth yck myth mynen oren anhoren / dath de Walen uns naropen: Sso schal me de dudisken Hunda yaghen Scholde nycht eyn erlyker Dudisker leuer steruen alsse ssodans horen.



HALTUNG UND VERHALTEN

Die Leute mit großen Autos halten sich nicht an die Verkehrsregeln, und die Chefs von großen Unternehmen lassen gerne einmal *Fünfe* zu ihren Gunsten gerade sein. Das sind klassische Vorurteile, die nicht selten aus Neid geboren sind. Doch eine US-Studie zeigt, dass diese Klischees einen wahren Kern haben könnten, denn die unmittelbare Umgebung, ob Schreibtisch, Autositz oder Fernsehsessel, bestimmen die Körperhaltung ihres Nutzers und damit möglicherweise auch den Grad seiner Unehrllichkeit.

Wer sich gut drauf und mächtig fühlt, dessen Oberkörper ist aufgerichtet, die Brust vorgereckt und die Arme an der Seite weit offen. Da überraschte es Forscher, dass dieses Prinzip auch umgekehrt greift. Denn wer eine offene, gestreckte Haltung einnimmt, fühlt sich machtvoller und selbstbewusster. Eine zusammengekauerte Pose dagegen verringert Selbstwertgefühl und Machtbewusstsein.

Doch was ist im Alltag, in den vielen Situationen, in denen man solche Körperhaltungen nicht absichtlich einnimmt, sondern gezwungenermaßen, weil z.B. der Schreibtisch am Arbeitsplatz riesig ist oder der Autositz eine bestimmte Haltung erfordert? Diese Überlegung war der Ausgangspunkt für eine Untersuchung der Psychologen *Andy Yap* und Kollegen an der Columbia Business School in New York. Hierbei handelt es sich nicht um eine rein akademische Frage, denn viele Studien haben bereits zuvor gezeigt, dass ein Gefühl der Macht Verhalten und Stimmungslage beeinflusst. Wenn eine persönliche Risikobereitschaft erhöht werden

kann, dann verbessert das häufig auch die Kreativität und die Stressresistenz, aber gleichzeitig auch den Hang zur Unehrllichkeit und zum Egoismus.

Andy Yap und Team entwarfen vier Szenarien, um zu testen, ob es im Alltag tatsächlich einen Zusammenhang zwischen Unehrllichkeit und Körperhaltung gibt.

Im *ersten* Test baten sie 88 Passanten für eine Belohnung von vier Dollar, sich einmal zu strecken oder zusammenzukauern und dabei Bilder von Gesichtern anzusehen. Letzteres diente dazu, den eigentlichen Zweck der Studie zu maskieren. Die Forscher drückten den Teilnehmern am Ende jedoch nicht vier Ein-Dollar-Scheine in die Hand, sondern einen Fünfer und drei Ein-Dollar-Noten und registrierten, wie viele von ihnen diesen "Fehler" meldeten. Der Unterschied war verblüffend deutlich, berichten *Yap* und Kollegen: Von denen, die zuvor die kauernde Haltung eingenommen hatten, behielten 38% das zusätzliche Geld. Bei denen aus der gestreckten Gruppe waren es dagegen 78%.

Im *zweiten* Test gingen die Psychologen zu einer Situation über, in der die Probanden nicht gezielt eine bestimmte Körperhaltung einnehmen sollten, sondern dies unbewusst taten. Ihre Aufgabe war es zunächst, Wörter aus einem Buchstabensalat zusammenzusetzen. Für jedes richtige Wort wurde ihnen ein Dollar versprochen. Dann sollten sie an einem Arbeitsplatz mit einer Schreibtischunterlage eine Kollage aus Materialien zusammenstellen, die rund um die Unterlage platziert waren. Die eine Hälfte der 34 Teilnehmer bekamen eine 60 mal 95 Zentimeter große Unterlage. Sie musste sich also deutlich strecken, um die Materialien einzusammeln, und sie hatte auch viel Platz fürs Basteln. Bei der anderen Hälfte war die Unterlage dagegen lediglich 30 mal 50 Zentimeter groß. In diesen Fällen mussten die Probanden ihre Arme eng am Körper halten und ihren Rücken krümmen, um ihre Kollage fertigstellen zu können.

Zum Ende des Tests gaben die Forscher vor, gerade etwas im Stress zu sein und gaben den Teilnehmern die Lösungsbögen für das Wortspiel in die Hand, so dass sie ihre Punktzahl und damit auch ihre Belohnung selbst ausrechnen konnten.

Auch hier zeigte sich, dass die gestreckte Haltung der Probanden mit den großen Unterlagen ihre Wirkung nicht verfehlte, sie gaben im Vergleich zur anderen Gruppe deutlich häufiger an, mehr Wörter gefunden zu haben, als das tatsächlich der Fall gewesen war.

Im *dritten* Test entschieden sich die Forscher für einen Fahrsimulator, um zu sehen, ob sich die Körperhaltung auch im Straßenverkehr auf das Verhalten aus-

wirkt. Wieder teilten sie ihre Freiwilligen, diesmal 71 Studenten, in zwei Gruppen ein. In der einen saßen die Teilnehmer sehr nah am Armaturenbrett und konnten sich darum beim Fahren kaum bewegen. In der anderen mussten sie sich, um Pedale und Lenkrad zu erreichen, stark recken. Im Test sollten die Probanden dann in einem simulierten Rennen innerhalb von fünf Minuten das Ziel erreichen, um eine Belohnung von zehn Dollar zu erhalten. Vorgegeben wurde, dass sie nach jeder Kollision zehn Sekunden warten sollten, bevor sie weiterfahren.

Dieser Test zeigte zwei Dinge: Zum einen führen die Probanden auf den großzügigen Sitzen sehr viel rücksichtsloser als die anderen, sie waren im Schnitt in 7,1 Kollisionen verwickelt, die andere Gruppe nur in 4,3. Und zum anderen hielten sie mehr als doppelt so häufig, die vereinbarten zehn Sekunden nach jeder Kollision zu warten, nicht ein.

Schlussendlich machten die Wissenschaftler noch einen Praxistest: Sie patrouillierten durch New Yorks Straßen und schauten sich an, welche Art von Autos unerlaubterweise in zweiter Reihe parkten. Selbst bei dieser sehr groben Untersuchung habe sich gezeigt, dass es sich bei den Falschparkern signifikant häufiger um Autos mit ungewöhnlich breiten Fahrersitzen und geräumigen Cockpits gehandelt habe. Natürlich räumen sie ein, ließe sich nicht ausschließen, dass das auch den im Allgemeinen größeren Abmessungen solcher Autos geschuldet war. Zusammen mit dem vorhergehenden Test liege aber die Vermutung nahe, dass Fahrer in großen Autos es schlicht nicht ganz so genau mit den Verkehrsregeln nähmen.

Zusammenfassend müsse man sagen, dass die persönliche Umgebung, sei es nun der Arbeitsplatz, das Auto oder auch der Fernsehsessel zu Hause, möglicherweise unser Verhalten unbewusst viel stärker prägen, als bisher angenommen – einfach dadurch, dass sie uns zu bestimmten Körperhaltungen zwingt. Das kann, wie sich in den Tests gezeigt hat, negative Konsequenzen haben, etwa auch durch mehr Unehrllichkeit. Der Grund dafür, mutmaßen die Forscher, sei vermutlich, dass ein größeres Machtgefühl den Fokus mehr auf das eigene Selbst verschiebt. Allerdings hätten bereits mehrere Studien gezeigt, dass das Verhalten nicht unbedingt negativ beeinflussen muss, denn unter den *richtigen* Bedingungen kann dadurch auch die Konzentration geschärft und die Stressresistenz verbessert werden. Bleibt nun zu klären, ob man diese Bedingungen auch im Alltag schaffen könne.

Die Redaktion empfiehlt: *Immer Lächeln.*

SMUTJE, WAS BRUTZELST DU DA?

Hoch riskant fürs Herz und die Blutgefäße scheint das wenig bekannte *Oxy-cholesterin*. Frittiertes und Gebratenes sowie mit Fett bereitete Fertiggerichte überschwemmen unseren Körper mit diesem Stoff, der sich bildet, wenn Sauerstoff auf Cholesterin trifft. Also auf dem Weg an der Luft von der Quelle in unseren Magen. Diese Oxidation tritt besonders dann ein, wenn Fette erhitzt werden.

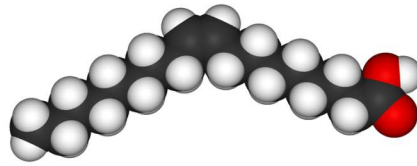
Hamster bekamen eine *Oxy-cholesterin* angereicherten Diät, eine Kontrollgruppe eine ohne diese Fettvariante. Die mit dem *Oxy-cholesterin* gefütterten Tiere bekamen einen um 22% höheren Cholesterinspiegel und bildeten mehr fettige Plaques in den Arterien, die sich lösen können, die Blutbahnen verstopfen und damit das Risiko für Thrombose, Herzinfarkt oder Schlaganfall vergrößern. Die schlimmste Folge der Fettkost ist, dass die Arterien an Elastizität verlieren, was Bluthochdruck verursacht. Gleiches gilt auch für die Transfettsäure in gehärteten Pflanzenölen, die in Margarinen auf unseren Tisch kommen, und die für die Lebensmittelindustrie hergestellt werden. Diese Fettarten sind in zahlreichen Fertiggerichten enthalten.

Nun gibt es Wissenschaftler, die erklären, dass eine Ernährung mit reichlich *Antioxidantien* aus frischem Obst und Gemüse diese Tendenz aufhalten kann. Antioxidantien verhindern, dass sich Sauerstoff und Fett zu *Oxy-cholesterin* verbinden.

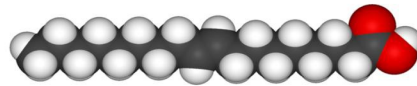
Der plietsche Seefahrer merkt schon an dieser Stelle, dass hier offensichtlich eine nicht klar ausgesprochene Substitution empfohlen wird, es also heißen sollte, dass frisches Obst und Gemüse - mit was auch immer - statt *Oxy-cholesterin* gegessen werden sollte. Ähnliche Empfehlung erhielt er doch auch zur Schwangerschaftsverhütung - gelbe (Apfel statt ...). In unserem modernen Essen finden sich überall Transfettsäure. Dazu zählen Pommes, Chips, alle frittierten Lebensmittel wie Chicken-Wings, Berliner und Blätterteig, Fertigsuppen, Bratensoßen, Wurst und selbst Müsliriegeln oder Frühstücksflocken.

Und was steht bei Wiki über die [Transfettsäuren](#)? Auffallend ist, dass die Gestalt des Moleküls und die Schmelz-

temperatur sich bei der Umwandlung durch Hitze bleibend geändert haben.



Aus der gewinkelten *cis-Fettsäure*, die bei 13,5°C schmilzt,



ist die gestreckte Transfettsäure, die erst bei 46,5°C schmilzt, hervorgegangen.

Der im Hinschauen geübte Seefahrer sieht schon auf den ersten Blick, dass da was *schief* gewickelt ist - erinnert es ihn doch entfernt an die Prionen, die Auslöser des Rinderwahnsinns, die doch auch *schief* gewickelt sind - und auf den zweiten Blick, dass die Transfettsäure schon weit oberhalb seiner Körpertemperatur ausflocken könnte, wie das Paraffin im Dieselöl bei winterlichen Temperaturen. Die Transfettsäure wird dann bestimmt auch nicht mehr so geschmeidig wie die *cis-Fettsäure* durch seine Adern fließen können.

Aber gerade letzteres ist der Grund, warum dieses *harte* Fett in jeder Art von Küche äußerst beliebt ist, denn mit dieser Eigenschaft werden Fritten appetitlich knusprig und braun und Croissants behalten ihre Konsistenz.

TÜTTEL-PÄDAGOGIK

In Kindergärten und Grundschulen hat sich nach Ansicht des Erziehungswissenschaftlers und Kinderpsychologen *Wolfgang Bergmann* (*1944-†2011) eine *Tütel-Friedens-Schlaffi-Pädagogik* ausgebreitet, die Jungen nicht gerecht wird. Ursache dafür sei, dass dort kaum männliche Pädagogen tätig sind, kritisierte der Leiter des Hannoveraner Instituts für Kinderpsychologie und Lerntherapie: *Wenn ein Kind im Kindergarten herumbrüllt, ermahnt sofort eine Erzieherin: 'Wollten wir nicht ganz leise sein?' ... Wenn mal zwei Jungs auf dem Schulhof raufen, wird umgehend der Morgenkreis einberufen.*

Jungen können ihre Körperkraft so nicht ausleben. Ihnen fehlt darum oft jedes Gefühl für Grenzen. Es sei nicht verwunderlich, wenn sie später dann auf Wehrlose eintreten, so der Psychologe.

Lit.: *Lasst eure Kinder in Ruhe! Gegen den Förderwahn in der Erziehung.* Kösel-Verlag, München 2011.

Empfehlung: [Nun sei ein tolles Kind](#)

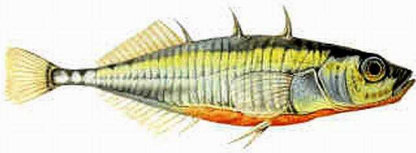
NOCH SO'N GESPRÄCHSTHEMA

Unsere Mimik kann unsere Gefühle beeinflussen. So schmerzt ein Stoß weniger, wenn man zuvor ein Pokerface aufgesetzt hat, das zeigte eine Studie der Universität Bamberg: Testen Sie es selbst: Lachen, und das bestätigt ihre Seeschiff-Redaktion gerne, hebt die Stimmung, auch wenn es absolut keinen Grund dafür gibt.

Das Lieblings-Lifestyle-Medikament der Promis gegen Falten, *Botox*, hat nicht nur eine Anti-Falten-Wirkung. Es wirkt auch bei vielen Krankheiten, z.B. gegen übermäßiges Schwitzen, Schielen, Darmkrankheiten, Krämpfe, Muskelbeschwerden, Zähneknirschen und schwere Formen von Migräne. Iranische Ärzte fanden heraus, dass bei Heuschnupfen eine Spritze in die Nasenmuschel gegen Juckreiz, Niesen und tränende Augen hilft. Sind die Falten an Augen und Stirn durch *Botox* lahmgelegt, werden die Gefühle weniger gut ausgedrückt und darum auch nicht mehr durch die Mimik verstärkt. Psychiater aus Hannover und Basel legten mit *Botox* die Zornesfalte depressiver Patienten lahm. Die depressiven Symptome der *Botox*-Patientengruppe gingen in den folgenden Monaten um etwa 50% zurück. Nach vier bis sechs Monaten ist der Anti-Falten-Traum übrigens vorbei. Der Körper hat das Gift abgebaut, man fühlt und sieht wieder aus wie zuvor. Die nächsten Spritzen führen dann auf den Weg zum *Botox-Junkie*.

Der Urologe Dr. *Michael B. Chancellor* aus Pittsburg, USA, berichtet in der Zeitschrift *Current Prostate Reports* (4, 2006, 75): Therapien mit *Botox* seien bei beginnender Prostatahyperplasie und unterstützend bei Prostatakrebs möglich. Die vergrößerten Prostata schrumpften auf ein Drittel, Beschwerden beim Harnfluss wurden gelindert, das Restharnvolumen nahm deutlich ab, der PSA-Wert fiel und Krebszellen wurden abgetötet.

Dies hätte sich auch in einer erhöhten Lebensqualität bemerkbar gemacht. Zudem würden Entzündungsprozesse gehemmt. Das *Botulinumtoxin* wurde den Patienten transperineal, durch die Haut in den Dammbereich zwischen After und Hodensack, und unter transrektaler Ultraschallkontrolle in die Prostata injiziert.

DER STUCHEL

Drei-Stacheliger-Stichling (ungenießbar)

PARADIES OHNE PARTEIEN?

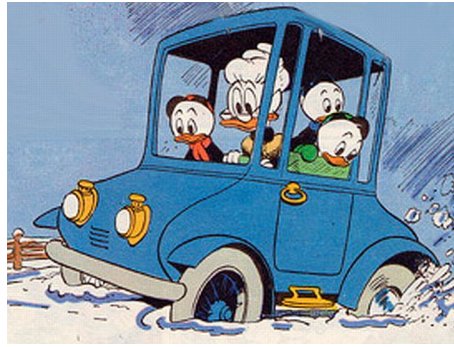
Solange es Parteien gibt, reicht es aus, ein Parteibuch zu haben, um ein politisches Amt übernehmen zu können. Weder der Bundespräsident, der Bundeskanzler, die Ministerpräsidenten, Minister und Staatssekretäre müssen ein Abgeordnetenmandat haben, um in diese Ämter *gewählt* zu werden. Sprich, sie haben kein Mandat vom Volk, weil sie von der Partei für dieses Amt vorgeschlagen wurden. Eine Abschaffung der Parteien würde dieses *Vorteilprinzip* ein für alle mal beseitigen.

Quelle: [Steinchens Blog](#)

AUCH DAS WAR BASISDEMOKRATIE:

Das *Scherbengericht*, gr. ὁ ὄστρακισμός, war in der griechischen Antike, vor allem in Athen, ein demokratisches Verfahren, unliebsame oder zu mächtige Bürger aus dem politischen Leben der Stadt zu entfernen. Der Begriff ist abgeleitet von τὸ ὄστρακον = Tonscherbe, da Bruchstücke von Tongefäßen als Stimmzettel verwendet wurden. Die Teilnehmer ritzen in die Scherben die Namen von unliebsamen Personen. Nach der Wahl wurde die meistgenannte Person für zehn Jahre verbannt. Der Verbannte war nicht vollkommen entrechtet und durfte seinen Besitz behalten.

Dieses Wesentliche zur Kontrolle der demokratischen Wahl, Delegation der Macht an sodann mächtige Bürger in der Neuzeit, ist scheinbar verloren gegangen. hb

[PERSCHIED cartoon](#)NACH 70 JAHREN ENDLICH FORTSCHRITT!

Endlich, *Donald Ducks* Großmutter, *Dorette Duck*, kann ihr Elektroauto aus dem frühen 20. Jh. endlich ersetzen. Nach 70 Jahren Pause fertigt die US-amerikanische Autoikone *Detroit Electric*s unter chinesischer Führung wieder Elektromobile.

Im Jahr 2008 wurde der Markenname von der *Jinhua Youngman Vehicle Co. Ltd.*, einem chinesischen Hersteller von Bussen und Automobilen mit Sitz in Jinhua, China, gekauft. Etwa 2.300 Elektromobile sollen pro Jahr entstehen. Bis Ende 2013 sollen dazu etwa 180 neue Arbeitsplätze kommen. Ein Elektroauto mit 300 km Reichweite – doch *schön wär's* werden da viele seufzen.

Dabei war das, was heute noch ein schöner Traum ist, vor mehr als hundert Jahren Realität! So konnte etwa ein *Detroit Electric* Anfang des 20. Jahrhunderts bis zu 340 km mit einer Batterie-Ladung zurücklegen. Die Wagen erreichten anfangs zwar nur eine Höchstgeschwindigkeit von gut 30 km/h, was aber im Stadtverkehr völlig ausreichend war. Zu den bekanntesten Besitzern von Detroit-Electric-Autos gehörten u. a. *Thomas Edison*, *John D. Rockefeller, Jr.*, *Clara Ford*, die Ehefrau von *Henry Ford*.

Das erste Elektroauto auf Deutschlands Straßen fuhr vermutlich im Herbst 1888. Davor war ein leichtes Elektroauto technisch nicht möglich. Erst ab Mai 1888 stellte die Firma *Accumulatoren-Fabrik Tudorschen Systems Büsche & Müller oHG* in Hagen, die Keimzelle der *Varta*, erstmals Akkumulatoren mit einer Energiedichte von 27 Wh/kg industriell her. Frühere Akkus hatten ca. 3 Wh/kg und waren für Elektrofahrzeuge zu schwer.

HE, MEISTER! MACHEN SIE NICHT SO VIEL DRECK!
MEIN NEUES ELEKTRO-AUTO SOLL SAUBER BLEIBEN!

ÄSTHETIK ODER ODER BEDROHUNG?

Dieses, im Winter 2008 vor der dänischen Nordseeküste aus einem Hubschrauber aufgenommene Bild, sollte die Gemüter spalten. Es zeigt den nach der Sandbank *Horns Rev*, südwestlich von *Blåvandshuk*, benannten Windpark *Horns Rev 1*, 14 bis 20 Kilometer vor der Küste.

Hier verursachen rotierende Windräder offensichtlich Wolken indem übereinander gleitende feuchte aber klare Luftschichten, eine wärmere, bodennahe und eine darüber liegende kältere verwirbelt werden. Die wärmere Luftschicht kann naturgegeben überproportional mehr Wasserdampf enthalten, der in der durchmischten kühleren Luft hinter den Windrädern teilweise als Wassertröpfchen kondensiert, die sichtbar ausfallen und die gezeigten Wolkenschleppen bilden.

Und wenn die Luftfeuchtigkeit hinter den Windrädern kondensiert, fällt dort der Luftdruck. (s.S. 13) Es entsteht ein Gebiet mit geringerem Luftdruck, in das Luft aus den benachbarten Gebieten einfließt. Die Windparks erzeugen also ein lokales Tiefdruckgebiet und ziehen damit weitere feuchte Luftmassen aus der Umgebung an. Die durch Verwirbelung verursachte Kondensation wirkt der Abkühlung zwar entgegen aber mit dem gleichzeitigen Luftdruckabfall wird der Wind verstärkt. Der Wind erfährt so wohl eine positive Rückkopplung. In welchem Umfang das geschieht bleibt noch zu ergründen.

Aus der Hubschrauberperspektive mag das Bild ästhetische Reize haben, doch wie wird sich eine vom Sonnenschein verwöhnte Bevölkerung fühlen, die einige Kilometer stromabwärts im Schatten eines Windparks liegt und, wie unschwer erkennbar, Insulanern und Touristen einen sonst perfekten Sonnenuntergang vernebelt, also die freie Sicht, die Weite und den Sonnenschein raubt, z.B. im voraussichtlich vorherrschenden Windschatten des Off-Shore Windparks *Riffgat*, der etwa 15 km nordwestlich von Borkum liegt.

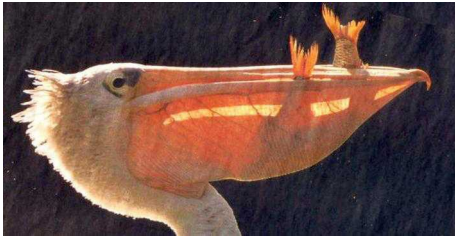
SCHNABEL GESTRICHEN VOLL!

Foto: Hagenbeck Hamburg

WER IST GAUNER, WER BETROGENER?
oder auch:

Die Post, der Zoll und ich dazwischen!

Gerne nutze ich die Möglichkeit, mich durch das Internet zu informieren. Klar, dass ich da dann verschiedene Produkte, deren technische Daten und besonders auch ihre Preise vergleiche, bevor ich, wenn überhaupt, zu einer Bestellung schreite.

Nun störte mich schon seit langem unsere Wohnzimmerbeleuchtung. Zwei runde metallene, flachen Schüsseln ähnliche Deckenfluter, die bei der Anschaffung, vor etwa 30 Jahren, mit wahrlich stromfressenden 300W Halogenstäben bestückt waren. Die gläsernen Leuchtmittel, es waren doch eher brandgefährliche Elektroheizungen, beschlugen mit der Zeit von innen, wurden immer dunkler und dunkler und hielten schließlich besonders auffallend viel der blauen Lichtanteile zurück, so dass sich nur noch eine urinfarbene Lichtbrühe über unsere Wohnzimmerdecke ergoss. Nebenbei: Fliegen, Mücken und Motten, die sich zu uns ins Haus verirren und von diesem Licht angezogen fühlten, sammelten sich, meist kurz knisternd und nicht selten dampfend, manchmal sogar aufblitzend, knusprig gegrillt in der Reflektorschale.

Nach mehreren Jahren, der Strom war zwischenzeitlich erheblich teurer geworden, wurden mit viel Bastelei die Halogen Leuchtmittel in jeder Schale durch je zwei kreisförmige Leuchtstoffröhren von 22 bzw. 9W mit weißem Licht ersetzt. Deren Nachteil war, dass sie beim Einschalten stets verzögert zu leuchten anfangen und nach dem *Aufglimmen* auch noch mehrere Minuten verstrichen, bevor sie zu einer stabil leuchtenden Lichtquelle wurden.

Jetzt, da LED Leuchtmittel marktreif geworden zu sein scheinen, die keinen der zuvor genannten Nachteile mehr zeigen, reizt es mich, meine geliebten Deckenfluter noch einmal auf Vordermann zu bringen. Im Internet - wo sonst? - fand ich die Beschreibung von [LED Modulen](#), die sowohl von der Größe, aber besonders von der Lichtmenge und -farbe meinen Vorstellungen entsprachen. Da auch der Preis annehmbar und Gratis Versand dazu angeboten wurde, bestellte ich über die Inter-

netseite. Das Angebot war in deutscher Sprache von einem Internationalen Großhandel und in Euro ausgezeichnet. Jede Menge Zahlungsarten von VISA, Master, american express usw. bis PayPal wurden angeboten. Also zwei Mal *in den Warenkorb* und dann *zur Kasse* angeklickt. Meine Adresse eingegeben, zur Bezahlung PayPal gewählt und mit zwei weiteren Klicks erledigt – und nun warten.

Tags darauf, am 3.9. war die Bestellung per e-mail bestätigt worden, und bereits zwei Tage später wurde mir der Versand wir folgt angezeigt:

Liebe(r) Seefahrer; wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass einer oder mehrere von Ihren bestellten Artikeln schon abgesendet wird/werden. Im Folgenden finden Sie Informationen zu Ihrem aktuellen Auftragsstatus.

Bitte beachten: Wenn Sie günstigen Versand wählen, genießen Sie den gleich zuverlässigen Service mit der niedrigsten Rate und Ihre Pakete werden bei Ihnen in ca. 10-20 Arbeitstagen nach dem Abschieken ankommen.

Bei der avisierten Laufzeit wurde mir klar, dass ich den Umbau der Deckenfluter erst nach meinem Urlaub machen kann und nachdem ich fünf Wochen lang in Nordamerikanischen Archiven nach Nachrichten von Danziger Seeschiffen gesucht haben werde.

Doch nach meiner Rückkehr fand ich die bestellte Ware nicht vor. Dafür aber einen Brief der Deutschen Post vom 8.10. mit der erstaunlichen Meldung, dass man eine an mich *gerichtete Postsendung nicht beim Deutschen Zoll zur Verzollung anmelden konnte. Die dafür nötigen Unterlagen befanden sich leider nicht außen an der Sendung*. Ihre Sendung wurde daher bei dem u.g. Zollamt (60km und mindestens 1h Fahrt mit dem Auto entfernt) für Sie hinterlegt.*

Ihre Sendung liegt innerhalb der nächsten 14 Kalendertage bis zum 22.10. beim Zollamt zur Zollanmeldung für Sie bereit. Nach Ablauf der Frist muss die Sendung an den Absender im Ausland zurückgeschickt werden.

* Beigelegt ist die Kopie der ausgefüllten CUSTOMS DECLARATION (Zollinhaltsklärung), die der Absender auf die Rückseite des Umschlages geklebt hat und aus der die Art der Ware: *Bulb Accessories*, das Gewicht: *0,1kg*, und ihr Wert: *USD 20,78*, hervorgehen. Über der Unterschrift des Absenders befindet sich zudem ein Aufkleber mit folgendem Text:

ZOLL-SENDUNG/ diese Sendung darf nur an ein Zollamt ausgeliefert werden! / Nicht an den Empfänger zustellen! / ! Zusteller Information/ Waren, die die Voraussetzungen der Artikel 9 und 10 des

Vertrages zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft nicht erfüllen. Also: Her mit den zitierten Artikeln, die im [Bundesanzeiger 1957](#) veröffentlicht worden sind.

Liebe Seefahrer, Ihr erwartet doch keine eindeutige Erklärung aus diesem historischen Schrieb – oder?

Jedenfalls, als ich am Tag nach meiner Rückkehr an meine Heimatadresse, am Montag, dem 29.10., bei dem mir schriftlich aufgetragenen Zollamt telefonisch nachfragte, war meine Sendung, wie schon von der Deutschen Post vorausgesagt, längst zurück gesandt worden.

Warum, Wieso, Weshalb, das bleibt mir (k)ein Rätsel. Denn ich habe bisher unter anderen folgende Antworten bekommen:

1. Eine glaubwürdige: *Das, was auf den Zollinhaltsklärungen steht, stimmt sowieso nie.* In diesem Fall aber stimmte es.

2. Eine mir ungläubwürdige: *Wir dürfen die Post nicht öffnen, das verbietet uns das Postgeheimnis.* Der gut unterrichtete Seefahrer liest dazu trotzdem noch mal im DANZIGER SEESCHIFF Nr. 28 Seite 18ff nach.

3. Eine fragwürdige: *Die schicken Diamanten und schreiben drei Dollar drauf.* Nun, wer Tüten voll Diamanten hat, ist bestimmt nicht zu den Steinchen gekommen, weil er diese portofrei in grauen Briefumschlägen verschickt.

4. Die scheinbar fürsorgliche: *Zurücksenden müssen wir das, weil Ihnen sonst hohe Lagergebühren entstehen.* Man weiß offensichtlich, dass ich Rentner bin, aber nicht, dass ich keine Lagerung beauftragt habe, toll was?

5. Die rassistische: *Die Asiaten, die machen sich einen Sport daraus und betrügen unseren Staat, wo sie nur können!* Aber warum sollten die das denn tun?

6. Die sarkastische aber vielleicht objektivste: *Da sitzt einer (1) in Frankfurt auf dem Flughafen am Fließband und zeigt mit dem Daumen mal so und mal so.* Aha, eine Art Gleichbehandlung, doch bitte wer mit wem?

7. Eine möglicherweise absichtlich falsche: *Die Sendung wurde aufgehoben, weil die Rechnung an der Außenseite fehlt.* Bleibt zu klären, was das auf der abgeforderten Zollinhaltsklärung des Lieferanten/ Absenders, die auf den Briefumschlag geklebt ist anderes sein könnte?

8. Eine zweifellos hämische: *Nun sehen sie mal zu, dass sie von denen auch ihr Geld wieder zurückbekommen.*

Ich aber habe dem Lieferanten per e-mail in deutsch, so gut ich es kann, geschildert, was mir widerfahren ist. Er hat sich für die mir entstandenen Unannehmlichkeiten artig entschuldigt und eine erneute Zustellung per Gratis Versand in 10 bis 20 Tagen zugesagt. Und das hat geklappt! hb



George Orwell, 1984

DER AUFRUF

In den vergangenen Monaten ist ans Licht gekommen, in welchem ungeheuren Ausmaß wir alle überwacht werden. Mit ein paar Maus-Klicks können Staaten unsere Mobiltelefone, unsere E-Mails, unsere sozialen Netzwerke und die von uns besuchten Internet-Seiten ausspähen. Sie haben Zugang zu unseren politischen Überzeugungen und Aktivitäten, und sie können, zusammen mit kommerziellen Internet-Anbietern, unser gesamtes Verhalten, nicht nur unser Konsumverhalten, vorher-sagen.

Eine der tragenden Säulen der Demokratie ist die Unverletzlichkeit des Individuums. Doch die Würde des Menschen geht über seine Körpergrenze hinaus. Alle Menschen haben das Recht, in ihren Gedanken und Privaträumen, in ihren Briefen und Gesprächen frei und unbeobachtet zu bleiben.

Dieses existentielle Menschenrecht ist inzwischen null und nichtig, weil Staaten und Konzerne die technologischen Entwicklungen zum Zwecke der Überwachung massiv missbrauchen.

Ein Mensch unter Beobachtung ist niemals frei; und eine Gesellschaft unter ständiger Beobachtung ist keine Demokratie mehr. Deshalb müssen unsere demokratischen Grundrechte in der virtuellen Welt ebenso durchgesetzt werden wie in der realen.

Überwachung verletzt die Privatsphäre sowie die Gedanken- und Meinungsfreiheit.

Massenhafte **Überwachung** behandelt jeden einzelnen Bürger als Verdächtigen. Sie zerstört eine unserer historischen Errungenschaften, die Unschuldsvermutung.

Überwachung durchleuchtet den Einzelnen, während die Staaten und Konzerne im Geheimen operieren. Wie wir gesehen haben, wird diese Macht systematisch missbraucht.

Überwachung ist Diebstahl. Denn diese Daten sind kein öffentliches Ei-

gentum: Sie gehören uns. Wenn sie benutzt werden, um unser Verhalten vorherzusagen, wird uns noch etwas anderes gestohlen: Der freie Wille, der unabdingbar ist für die Freiheit in der Demokratie.

Wir fordern daher, dass jeder Bürger das Recht haben muss mitzuzustimmen, in welchem Ausmaß seine persönlichen Daten gesammelt, gespeichert und verarbeitet werden und von wem; dass er das Recht hat, zu erfahren, wo und zu welchem Zweck seine Daten gesammelt werden; und dass er sie löschen lassen kann, falls sie illegal gesammelt und gespeichert wurden.

Wir rufen alle Staaten und Konzerne auf, diese Rechte zu respektieren.

Wir rufen alle Bürger auf, diese Rechte zu verteidigen.

Wir rufen die Vereinten Nationen auf, die zentrale Bedeutung der Bürgerrechte im digitalen Zeitalter anzuerkennen und eine verbindliche Internationale Konvention der digitalen Rechte zu verabschieden.

Wir rufen alle Regierungen auf, diese Konvention anzuerkennen und einzuhalten.

Die Unterzeichner:

Aus Deutschland: Friedrich Ani, Michael Augustin, Anke Bastrop, Ulrich Beck, Artur Becker, Josef Bierbichler, Marica Bodrožić, Mirko Bonn, Ralf Bont, Nora Bossong, Jan Christophersen, Daniel Cohn-Bendit, Daniela Dahn, Liane Dirks, Doris Dörrie, Ulrike Draesner, Kurt Drawert, Tanja Dückers, Carolin Emcke, Sherko Fatah, David Finck, Julia Franck, Franziska Gerstenberg, Christoph Giesa, Roman Graf, Günter Grass, Kerstin Grether, Annett Gröschner, Gert Heidenreich, Christoph Hein, Thomas Hettche, Paul Ingendaay, Steffen Kopetzky, Mareike Krügel, Michael Krüger, Michael Kumpfmüller, Antje Kunstmann, Katja Lange-Müller, Benjamin Lauerbach, Jo Lendle, Michael Lentz, Ulli Lust, Angelina Maccarone, Kristof Magnusson, Sien Nadohly, Christiane Neudecker, Norbert Niemann, Ingo Niemann, Markus Orth, Georg M. Oswald, Inka Parei, Annette Peint, Antje Rávic-Sirubel, Annika Reich, Moritz Rinke, Michael Roes, Charlotte Roos, Eugen Ruge, Peter Schneider, Erasmus Schöffer, Ingo Schulze, Hilal Sezgin, Peter Sloterdijk, Tilman Spengler, Burkhard Spinnen, Ulrike Steglich, Hans-Ulrich Treichel, Ilja Trojanow, Regula Venke, Marius von Mayenburg, Thomas von Steinaecker, Gisela von Wyszocki, Jan Wagner, Alissa Walsler, Theresia Walsler, Florian Werner, Roger Willemsen, Ron Winkler, Juli Zeh.

Aus Österreich: Olga Flor, Karl-Markus Gauß, Thomas Glavinic, Josef Haslinger, Monika Helfer, Klaus Hoffer, Alois Hotschinger, Elfriede Jelinek, Michael Kohlmeier, Eva Menasse, Robert Menasse, Robert Pfaller, Doron Rabinovici, Kathrin Röggla, David Schalko, Robert Schindler, Clemens J. Setz, Marlene Streeruwitz, Peter Weibel, Josef Winkler, Daniel Kehlmann (A/Deutschland).

Aus der Schweiz: Melinda Nadj Abonji, Sybille Berg, Peter Bieri, Irena Brežná, Melitta Breznik, Iso Camartin, Alex Capus, Martin Dean, Catalin Florescu, Christian Haller, Reto Hänny, Eveline Hasler, Franz Hohler, Pedro Lenz, Charles Lewinsky, Klaus Metz, Julian Schütt, Peter Stamm, Alain Sulzer, Urs Widmer.

Aus Großbritannien: Akkas Al-Ali, Tariq Ali, David Almond, Martin Amis, Julian Barnes, Priya Basil, John Berger, Jane Borodale, William Boyd, John Burnside, Louis de Bernières, Isabel Dixon, Joanne Harris, Kazuo Ishiguro, Pico Iyer, Stephen Kelman, Hari Kunzru, Ian McEwan, David Mitchell, Siella Newman, Martin Rowson, Manda Scott, Will Self, Owen Sheers, Philip Sington, Tom Stoppard, Adam Thirlwell, David Yann, Nigel Warbuton, Irvine Welsh, Jeanette Winterson, Rana Dasgupta (GB/Indien), Anjali Joseph (GB/Indien), Nikita Lalwani (GB/Indien), Fadia Faqir (GB/Jordanien), Hanif Kureishi (GB/Pakistan), Lionel Shriver (GB/Vereinigtes Staaten).

Aus den Vereinigten Staaten von Amerika: John Ashbery, Paul Auster, Elise Blackwell, T. C. Boyle, Alexander Chee, Isabel Fargo Cole, Billy Collins, Don DeLillo, Colin Dickey, Jennifer Egan, Dave Eggers, Elizabeth Eslami, Richard Ford, George Dawes Green, Joe Hurlley, Elizabeth Kostova, Adrian Nicole LeBlanc, Jonathan Lethem, Barry Lopez, Ben Marcus, Tyler McMahon, Claire Messud, Josip Novakovich, George Packer, Tim Parrish, Richard Powers, James Salter, Sapphire, Richard Sennett, Jane Smiley, Anne Waldman, Alice Walker, Elliot Weinberger, Jeffrey Yang, Aleksandar Hemon (USA/Bosnien), Dominica Radulescu (USA/Rumänien).

Aus Frankreich: Jean-Jacques Beineix, Céline Curiot, Marie Darrieussecq, Philippe Djian, Lionel Duroy, Mathias Enard, Jérôme Ferrari, Anne-Marie Garat, Laurent Gaudé, Pascale Hugues, Alban Lefranc, Roger Lenglet, Virginie Lou-Nony, Jean Mattern, Bety Milet, Catherine Millet, Frédéric Mitterrand, Hélène Neveu Kringselbach, Philippe Pozzo di Borgo, Flore Vasseur, Martin Winckler (F/Kanada), Jonathan Littell (F/Vereinigtes Staaten).

Aus Ägypten: Alaa al-Aswany, Naval El Saadawi, Adaf Soneif, Mona Eltahawy (EY/Vereinigtes Staaten).

Aus Albanien: Anila Wilms.

Aus Algerien: Boualem Sansal.

Aus Angola: José Eduardo Agualuá.

Aus Argentinien: Maria Teresa Andruetto, Edgardo Cozarinsky, María Sonia Cristoff, Marcelo Figueras, Carlos Gamerro, Alberto Manguel, Guillermo Martínez, Elsa Osorio, Claudia Piñeiro, Samanta Schwebel.

Aus Australien: Debra Adelaide, Chris Andrews, Venero Armano, Larissa Behrendt, James Bradley, Brian Castro, Nick Cave, Miriam Cosic, Michelle de Kretser, Nick Earls, Delia Falconer, Anna Funder, Helen Garner, Elisabeth Holdsworth, Linda Jaivin, Gail Jones, Evelyn Juers, Thomas Keneally, Nam Le,

James Ley, Angelo Loukakis, David Malouf, Frank Moorhouse, Peter Rose, Rosie Scott, John Tranter, Kirsten Tranter, Arnold Zable, Lily Brett (AUS/Vereinigtes Staaten), Geraldine Brooks (AUS/Vereinigtes Staaten).

Aus Bangladesch: Ahmad Mostafa Kamal, Tahmina Anam (Bangladesch/Großbritannien).

Aus Belgien: Gie Bogarts, Saskia De Coster, Patrick De Rynck, Jozef Deleu, Laurent Demoulin, Charles Ducal, Joris Gerits, Jos Geysels, Luuk Gruwez, Thomas Gunzig, Peter Holyoet-Hanssen, Elisabeth Marain, Pierre Mertens, Bart Moeyaert, Elvix Peeters, Erik Spinoer, Rik Torfs, Koen Van Boeckstal, Walter van den Broeck, Miriam Van hee, David van Reybrouck, Annelies Verbeke, Paul Verhaeghe, Roel Verschueren, Erik Vlamincq, Georges Wildemeersch, Carl Norrac (B/Frankreich), Joke van Leeuwen (B/Niederlande).

Aus Bosnien: Miljenko Jergović, Aus Brasilien: Marçal Aquino, Marcelo Backes, Rafael Cardoso, Bernardo Carvalho, João Paulo Cuenca, João Ubaldo Ribeiro, Luiz Ruffalo, Paulo Scott.

Aus Bulgarien: Georgi Gospodinov, Kapka Kassabova (Bulgarien/Großbritannien).

Aus Chile: Carla Guelfenbein, Arturo Fontaine Talavera, Ariel Dorfman (Chile/Argentinien/Vereinigtes Staaten), Lina Meruane (Chile/Vereinigtes Staaten).

Aus China: Liao Yiwu.

Aus Dänemark: Niels Barfoed, Suzanne Brogger, Tom Buk-Swienty, Peter H. Fogtdal, Katrine Marie Gulager, Iselin C. Hermann, Peter Hoeg, Sven Holm, Hanne Vibeke Holst, Carsten Jensen, Pia Juul, Peter Øvig Knudsen, Morten Kringselbach, Jørgen Leth, Ib Michael, Morten Ramsland, Morten Sabroe, Pia Tøftrup, Janne Teller.

Aus Djibouti: Abdourahman Waberi.

Aus Ecuador: Francisco Proaño Arandi.

Aus El Salvador: Horacio Castellanos Moya.

Aus Finnland: Monika Fagerholm, Jarkko Tontti, Kjell Westö.

Aus Ghana/Vereinigtes Staaten: Kwame Dawes.

Aus Griechenland: Kostas Akrivos, Petros Markaris, Amanda Michalopoulos, Michailis Modinos, Nina Rapi, Thanassis Valtinos.

Aus Haiti/Vereinigtes Staaten: Edwidge Danticat.

Aus Hong Kong/Vereinigtes Staaten: . . . Xu Xi.

Aus Island: Björk, Óddný Eir, Einar Már Guðmundsson, Hallgrímur Helgason, Bjarni Jónsson, Andri Snær Magnason, Steinunn Sigurðardóttir, Sjón, Jón Kalman Stefánsson.

Aus Indien: Shahid Amin, Amit Chaudhuri, Tishani Doshi, Nareesh Fernandes, Amitav Ghosh, Ramchandra Guha, Anjum Hassan, Ranjit Hoskote, Raj Kamal Jha, Ruchir Joshi, Girish Karnad, Mukul Kesavan, Arunava Kumar, Pankaj Mishra, Kiran Nagarkar, Jerry Pinto, Arundhati Roy, Arundhati Subramaniam, Jeet Thayil, Ataf Thyrewala, Salil Tripathi (Indien/Großbritannien), Suketu Mehta (Indien/Vereinigtes Staaten).

Aus dem Irak: Jabbar Yassin Hussin, Hassan Blasim (Irak/Finnland), Najem Wali (Irak/Deutschland).

Aus Irland: Roddy Doyle, Colum McCann, Colm Tóibín (Irland/Vereinigtes Staaten).

Aus Israel: Assaf Gavron, David Grossman, Etgar Keret, Yitzhak Laor, Sami Michael, Amos Oz, Zeruya Shalev.

Aus Italien: Andrea Bajani, Massimo Carlotto, Umberto Eco, Erri de Luca, Paolo Giordano, Dacia Maraini, Sabine Gruber (Italien/Österreich).

Aus Japan: Toshihiko Uji.

Aus Jordanien: Elias Farkouh.

Aus Kamerun: Patrice Nganang.

Aus Kanada: Margaret Atwood, Ken Babcock, Cory Doctorow, Yann Martel, Colin McAdam, Michael Ondaatje, John Rabston Saud, Madeleine Thien.

Aus Kolumbien: Antonio Ungar, Héctor Abad, Oscar Collazos, Oscar Guardiola-Rivera, Juan Gabriel Vásquez.

Aus Kroatien: Slavenka Drakulić, Nenad Popović, Dubravka Ugrešić.

Aus Kuba: Leonardo Padura Fuentes, Iván de la Nuez (Kuba/Spanien).

Aus dem Libanon: Dominique Eddé, Rawi Hage (Libanon/Kanada).

Aus Libyen/Ägypten: Ahmed Fagih.

Aus Luxemburg: Ranga Yogeshwar.

Aus Mazedonien: Nikola Madžirov.

Aus Malawi: Samson Kamukanga.

Aus Malaisien: Tan Twan Eng.

Aus Malta: Pierre Mejjak.

Aus Mexiko: Rosa Beltrán, Sabina Berman, Carmen Boullosa, Ana Clavel, Alma Guillermoprieto, Angeles Mastretta.

Aus den Niederlanden: René Appel, Abdelkader Benali, Ronald Bos, Jan Buruma, Gerrit Bussink, Saskia de Jong, Job Degenara, Renate Dorrestein, Rudolf Geel, Arnon Grünberg, Joek J. Hermens, Marjolijn Hof, Tjitske Janes, Liesbeth Lagemaat, Thomas Lieske, Geert Mak, Nelleke Noordervliet, Ester Naomi Perquin, Aus Noordervliet, Manon Uphoff, Jan van Mersbergen, Anne Vegter.

Aus Neuseeland: Pip Adam, Tim Corballis, Nicky Hager, Ingrid Horrocks, Lloyd Jones, Elizabeth Knox, Bill Manhire, Courtney Sina Meredith, Sarah Quigley, Anna Sanderson, C. K. Stead, Susan Pearce (Neuseeland/Großbritannien).

Aus Nigeria: Helon Habila, Chika Unigwe, Olumide Popoola (Nigeria/Deutschland).

Aus Norwegen: Jostein Gaarder, Per Petterson.

Aus Pakistan: Mohsin Hamid, Ahmed Rashid, Kamila Shamsie (Pakistan/Großbritannien).

Aus den palästinensischen Gebieten: Suad Amiry, Mourid Barghouti, Najwan Darwish, Nathalie Handal, Raja Shehadeh, Adania Shibli, Ghassan Zaqtan, Ala Helel (Palästina/Israel).

Aus Peru: Santiago Roncagliolo.

Von den Philippinen/Kanada: Miguel Syjuco.

Aus Polen: Ignacy Karłowicz, Beata Stasińska, Witold Szabłowski, Olga Tokarczuk.

Aus Portugal: Pedro Rosa Mendes.

Aus Rumänien: Mircea Cărtărescu.

Aus Russland: Vladimir Arisov, Alan Cherchesov, Victor Erofejev, Alisa Ganiyeva, Dmitri Golynko, Alexander Ilchevsky, Sergei Lebedev, Stanislav Lvovsky, Mikhail Shishkin, Alexander Skidan, Alexander Snegiryov.

Aus dem Senegal: Cheikh Hamidou Kane.

Aus Serbien: David Albahari, Bora Čosić (Serbien/Kroatien).

Aus der Slowakei: Michal Hvorečský.

Aus Slowenien: Gabriela Babnik, Aleš Čar, Aleš Debeljak, Mojca Kumerdej, Miha Mazzini, Dušan Sarotar, Aleš Šteger.

Aus Somalia/Sudafrika: Nuruddin Farah.

Aus Südafrika: Breyten Breytenbach, Antjie Krog, Zakes Mda, Margie Orford, Henrietta Rose-Innes, Gillian Slovo, Ivan Vladislavić, Zukiswa Wanner, J. M. Coetzee (Sudafrika/Australien).

Aus Spanien: Ricardo Bada, Javier Cercas, Rafael Chirbes, Juan Goytisolo, Julio Llamazares, Javier Marías, Antonio Muñoz Molina, Rosa Montero, Javier Salinas, José F. A. Oliver (Spanien/Deutschland).

Aus dem Sudan: Fama Mahjoub.

Aus Südkorea: Hwang Sok-Young.

Aus Schweden: Arne Dahl, Per Olov Enquist, Aris Fioretos, Jan Guillou, Björn Larsson, Henning Mankell, Håkan Nesser, Tomas Tranströmer, Svante Weyler.

Aus Syrien: Hala Mahammed.

Aus Tansania/Großbritannien: Abdulrazak Gurnah.

Aus Thailand/Vereinigtes Staaten: Rattawut Lapcharoenasap.

Aus Tschechien: Jaroslav Rudif.

Aus Tunesien/Frankreich: Tahar Bekri.

Aus der Türkei: Yasar Kemal, Murathan Mungan, Orhan Pamuk, Buket Uzuner.

Aus Ungarn: Tibor Babiczky, Zsófia Balla, Zsófia Bán, Báthori Csaba, György Dragomán, Peter Esterházy, Krisztián Grecco, Noémi Kiss, László Krasznahorkai, Lajos Parti Nagy, Anna T. Szabó.

Aus der Ukraine: Myroslav Marynowych, Oksana Zabuzhko.

Aus Weißrussland: Svetlana Alexievich, Valžyna Moroz (Weißrussland/Vereinigtes Staaten).

Aus Zimbabwe: Brian Chikwava.

Quelle: FAZ-net



Pica pica, wie Biologen die Elster nennen, war der Begleitvogel der germanischen Todesgöttin *Hel*. Der Vogel mit dem Ruf einer Unheilsbotin war nie gern gesehen. Elstern neigen aus Neugier oder Spieltrieb dazu, glänzende Gegenstände in ihre Nester zu verschleppen. Ein Phänomen, das mehr oder weniger bei allen Vögeln zu beobachten ist. Im Mittelalter galt die *diebische Elster* als Hexentier und Galgenvogel. In Asien hingegen wurde sie als Glücksbringer geschätzt, und die Ureinwohner Nordamerikas pflegten sogar eine spirituelle Freundschaft mit der Hudsonelster. Mögen nun die einen eine Anleihe bei der *diebische Elster* und die anderen beim *Glücksbringer* vermuten, weil die deutsche Steuerverwaltung ein Projekt, das die sichere elektronische Übermittlung von Steuerdaten zum Ziel hat, mit ELSTER benannte.

O tempora, o mores, das ist lateinisch und steht für: *O (was für) Zeiten, o (was für) Sitten*, einen Ausspruch, der den Verfall der Sitten im römischen Reich - lang ist's her - beklagte und der aus der ersten Rede von Cicero gegen *Catilina* im Jahre 63 v. Chr. stammt. Kaum zu glauben, dass dieser sprichwörtliche Ansatz Pate beim altehrwürdigen britischen Abhördienst GCHQ stand, als der sein Projekt *Tempora* nannte, mit dem im wahrhaft großen Stil die internationalen Glasfaser-Leitungen angezapft werden - oder ist das etwa genauso ironisch und doppeldeutig wie bei der Elster - s.o. - zu verstehen?

Nach der PRISM - Enthüllung hat *Ian Crouch*, Blogger des *New Yorker* gefragt: *Leben wir im Jahr 1984?* und der *Londoner Telegraph* meldet: *64 Jahre nach dem Erscheinen hat George Orwells dystopischem Gesellschaftsroman ein Comeback*. Beim Online-Buchhändler Amazon hat er sich zum Bestseller entwickelt.



Wusste *Eduard Munch* schon von PRISM?

UND DANN NOCH DIES:

So verschlüsseln Sie Ihre Mails *richtig**.

Auf der Internetseite des Bundesamtes für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) findet sich eine Anleitung, wie sich E-Mails und Dateien sicher verschlüsseln lassen. Dort finden Sie auch Download-Links.

Quelle: Anzeige aus dem Spiegel-Online.
* Durch ihre Seeschiff-Redaktion *kursiv* gesetzt, denn wahrscheinlich **nicht** richtig. Darum will die Redaktion das folgende im Kalten Krieg bewährte Verfahren seinen Seeschiffen nicht vorenthalten:

HANDGESTRIKT UND UNBRECHBAR

Der *Doppelwürfel* gilt als das beste Verschlüsselungsverfahren, das man alleine mit Papier und Stift ausführen kann. Im Kalten Krieg spielte diese Form des Verschlüsseln eine wichtige Rolle. Es ist ein Verschlüsselungsverfahren, für das man weder ein spezielles Gerät noch spezielle Formulare oder Tabellen benötigt! Diese Frage beschäftigte über Jahrhunderte hinweg die Geheimdienste, denn diese mussten ihren Spionen sichere Verschlüsselungsverfahren zur Verfügung stellen. Dabei durfte sich ein Spion nicht mit seltsamen Verschlüsselungsutensilien verdächtig machen. Die beste Methode, die für diesen Zweck bekannt ist, ist der *Doppelwürfel*, die hier im folgenden zur Verschlüsselung von Texten dem Seefahrer vorgestellt wird. Bleistift, Papier, etwas Zeit und leicht zu merkende Losungen genügen. Der geheime Bestandteil des Verfahrens ist lediglich ein Losungswort je *Würfel*; hier im Beispiel: *Schwarzwald*.

Man nummeriert die Buchstaben des Losungswortes fortlaufend nach ihrer Position im Alphabet und schreibt unter jeden Buchstaben des Losungswortes die ermittelte Nummer, die Zahlenlosung:

S c h w a r z w a l d
8 3 5 9 1 7 11 10 2 6 4

Nach dieser Vorbereitung erzeugt man den Geheimtext, indem man den hier schwarzen Klartext Buchstabe für Buchstabe ohne Zwischenräume zeilenweise unter das hier rote Losungswort schreibt und dann spaltenweise in der Reihenfolge der Zahlenlosung ausliest (1. Würfel):

S c h w a r z w a l d
8 3 5 9 1 7 11 10 2 6 4
d e r w ü r f e l i s
t d a s i n t e r e s
s a n t e s t e h a n
d v e r f a h r e n z
u m v e r s c h l ü s
s e l n

Das ergibt den 1. Geheimtext:

üiefrlrheledavmessnzsranevli
eanürnsasdtsduswstreneeerhft
thc

Einen so gebildeten Geheimtext zu entziffern ist aber nicht schwer. Dazu schreibt man ihn auf vertikale Streifen der *richtigen* Länge, die gilt es allerdings zu tippen, und legt die Streifen so nebeneinander, dass *gute*, das heißt in der jeweiligen Sprache häufig verwendete Buchstabenpaare, -tripel und so weiter entstehen. Im Deutschen wären das Paare wie *en*, *er*, *ch* oder Tripel wie *der* und *sch*.

Beim Doppelwürfelverfahren wird der im 1. Würfel gebildete 1. Geheimtext ein zweites Mal mit einem anderen Losungswort und mit dem gleichen Verfahren verschlüsselt, hier z.B. mit dem Losungswort *Schifferverein* (2. Würfel):

S c h i f f e r v e r e i n
13 1 7 8 5 6 2 11 14 3 12 4 9 10
ü i e f r l r h e l e d a v
m e s s n z s r a n e v l i
e a n ü r n s a s d t s d u
s w s t r e n e e e r h f t
t h c

Das ergibt den endgültigen Geheimtext:

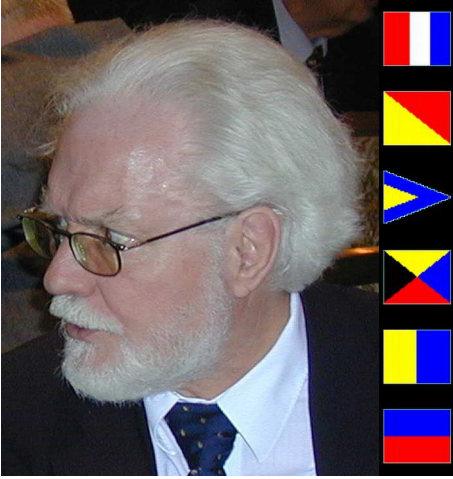
i l a w h r s s n l n d e d v s h r n r r l z n e e s n
s c f s ü t a l d f v i u t h r a e e t r ü m e s t e
a s e

Der Empfänger des Geheimtextes schreibt zunächst die Zahlenlosung des 2. Würfels auf, zeichnet einen Kasten darunter, der so viele Zeilen hat, dass der Geheimtext gerade hineinpasst, trägt den Geheimtext spaltenweise in der Reihenfolge der 2. Zahlenlosung ein und liest zeilenweise den 1. Geheimtext aus. Dann wiederholt er damit das ganze mit der Zahlenlosung des 1. Würfels und erhält daraus den Klartext. Der *Doppelwürfel* gilt als unlösbar. Die Losungen müssen zufällige, nicht gleich lange Permutationen ergeben. Die Kastenbreite sollte zwischen 20 und 25 Zeichen betragen. Der Klartext darf den *Kasten* unter dem Losungswort nicht gänzlich ausfüllen; sonst kann aus der Gesamtlänge des Textes auf die Maße des *Kastens* geschlossen werden.

Quelle: Spektrum der Wissenschaft, 1999; sienceblogs.de



primär binär: LACHSCHON.DE

WIR TRAUERN UM EINEN KAMERADEN

Irenäus Wolfgang Totzke, Schaffermahl 2004

Unser Ehrenmitglied Archimandrit *Irenäus Wolfgang Totzke*, Mönch der Abtei Niederaltaich, starb am 14. Mai 2013 in der altherwürdigen Benediktiner-Abtei Niederaltaich an der Donau.

Irenäus Totzke wurde am 8. August 1932 in Danzig-Langfuhr, Coselweg 6, geboren, in einer Zeit, als Danzig durch den Versailler Vertrag zu einem eigenen Staat, der Freien Stadt Danzig, geworden war. Er besuchte in Danzig die Volksschule, das Konservatorium, das Kronprinz Wilhelm Gymnasium und das Städtische Konservatorium am Hansaplatz. 1945 verschlug ihn die Flucht über die Ostsee nach Dänemark in eine zweijährige Internierung. 1947 kam er nach Heidenheim in Württemberg, wo er 1952 das Abitur ablegte. Der Besuch eines griechisch katholischen Gottesdienstes ukrainischer Form in seiner Kinderzeit bewog ihn, ins Collegium Russicum nach Rom zu ziehen und an der Orientalischen Hochschule zu studieren. In Würzburg und München beendete er sein Studium katholischer und orthodoxer Theologie sowie der Musikwissenschaft, insbesondere orthodoxer Kirchenmusik. 1957 trat er in die Abtei Niederaltaich ein und legte am 2. November 1958 das Ordensgelübde als Mönch ab.

1924 hatte Papst Pius XI. die Benediktiner aufgefordert, sich der Begegnung mit der orthodoxen Kirche zu widmen zwecks gegenseitiger Annäherung. Die bayerische Benediktiner-Abtei Niederaltaich war eine von weltweit dreien, wo seit 1934 Benediktiner Mönche nach dem römischen und nach dem byzantinischen Ritus leben, gemeinsam Aufgaben der Ökumene wahrnehmen und auch die originär osteuropäischen und orientalischen Traditionen des Christentums pflegen. Hier eröffnete sich *Irenäus Totzke* die Möglichkeit, das byzantinische Christentum nicht nur kennen zu lernen, sondern er ließ sich auch in diesem orientalischem Ritus nach mehrjähri-

gen Studien in Rom am 1. Oktober 1960 zum Priester weihen. 1964 wurde in Niederaltaich ein Ökumenisches Institut für evangelische und orthodoxe Studien eingerichtet. *Irenäus Totzke* wurde 1981 Leiter der Abteilung Ostkirchen. Hier war er tätig als Theologe und Musikwissenschaftler in Wort und Schrift; zahlreiche Veröffentlichungen in Fachzeitschriften und selbständige Einzeldarstellungen in Buchform künden davon. Überaus begabt war er in der Praxis als Chorleiter und Komponist, vor allem für orthodoxe Kirchenmusik, an der Orgel, dem Klavier und dem Cembalo. Er war Fachmann für orthodoxe Theologie und Kirchenmusik. Nicht nur hinter Klostermauern, sondern weltgewandt wirkte er als Gastdozent in Linz, Minsk, Smolensk, Bukarest, Sofia und Odessa sowie an den Musikhochschulen in Hannover und Tübingen. Einige osteuropäische Sprachen beherrschte er so gut, dass er sich auch mit Übersetzungen befasste. Wer immer sich mit Fragen der orthodoxen Landeskirchen befasst, an *Irenäus Totzkes* Fachwissen und an seiner Autorität kommt er nicht vorbei. Als Anerkennung erhielt er den Titel Archimandrit, ein Ehrentitel für höhere Geistliche in den Ostkirchen. Er wurde Archimandrit des Patriarchats Bukarest.

Irenäus Totzke ist durch seine wissenschaftlichen und künstlerisch-pädagogischen und rhetorischen Fähigkeiten, durch sein Wirken um die Bewahrung Danziger Kultur, insbesondere der Alt-Danziger Musik-Richtungen, in vielen öffentlichen Darbietungen eine bekannte Danziger Persönlichkeit geworden. Er forschte auf dem Gebiet der Danziger Kultur, verfasste viele Arbeiten über Danziger Musik und Danziger Geschichte. Er legte eine private Bibliotheca Danzicana an, die im Verlauf der Jahre immer größer wurde, sowie eine Discotheca Danzicana mit LP's, MC's und CD's, die die größte Sammlung von Tonträgern mit Danziger Musik in Deutschland ist. Zur Belebung Alt-Danziger Musik konzipierte er musikalische Abendgesellschaften in Bad Godesberg, Hamburg und München, schrieb Liederzyklen nach Gedichten von *Martin Damß* und *Hans-Georg Siegler*. In Hochachtung für seine wissenschaftlich fundierten Arbeiten verlieh ihm die Vertretung der Freien Stadt Danzig im Jahre 2004 den Danziger Kulturpreis.

Wir Danziger Seeschiffer nehmen aufrichtig Anteil an dem schmerzlichen Verlust, den das ökumenische Institut Abtei Niederaltaich und die gesamte Danziger Gemeinschaft getroffen haben. Wir werden Archimandrit *Irenäus Totzke* ein ehrenvolles Andenken bewahren.



FLUNDER M 1:1

IMPRESSUM

DANZIGER SEESCHIFF
<http://www.danziger-seeschiff.de>
 Ungeängelt und frei - wenn auch nicht von Fehlern

Herausgeber: Danziger Seeschiffer e.V.

✉ Redaktion: *Hermann Behrent*
 (copy & paste)

Langenstücken 14; 22958 Kuddewörde
 E-Mail: danziger-seeschiff@freenet.de
 ☎ +49 (0)4154 841251

Korrektur: *G. Pomplun, H. Tritscher*



POMUCHEL M 1:1

DIE HECKLATERNENUTZLOSE QUAL

Ein Seemann, von großer Fahrt zurück
 Hat in seinem Heimathafen
 Das aller größte Glück,
 Daheim zu schlafen.

Da hat der Seemann Nachts geträumt,
 Er habe sein Schiff versäumt,
 Und erwacht mit irrem Schrei -
 Jedoch, es ist erst viertel zwei.

Der Schlaf löst die verschreckten Glieder.
 Doch plötzlich träumt's ihm wieder,
 Und erwacht mit irrem Schrei -
 Jedoch, es ist erst viertel drei.

Er schmiegt sich wieder in die Kissen,
 Da wird aufs Neu sein Schlaf zerrissen.
 Der Schrei ertönt, der Seemann erwacht -
 Und diesmal ist es viertel acht.

Das Schiff jedoch pflegt abzugeh'n
 Morgens, pünktlich sieben Uhr zehn.
 Moral: Was nützt der schönste Schrecken,
 Kann er zur rechten Zeit nicht wecken!

Quelle: *Eugen Roth*, seemantisiert